2

Landesbibliothek
Coburg

D. II. 12.
13351
15'
30
Coburger Landes-Bücherei

Romantische Geschichten der Vorzeit.

Mein Retter!

Neunter Band.

Leipzig,
bei Johann Benjamin Georg Fleischer
1797.

Landesbibliothek
Coburg

Coburger
Landes-
Bücherei

Vorrede.

Es konnte nicht fehlen, in einer Reihe von Gemälden aus der Vorzeit, mußte auch ein Hexen- und Zauberstück Platz finden; und die Leser werden also in der Erzählung dieser Sammlung No. I. eins lesen. Die Originale aus welchen die Traits zu dergleichen Geschichtchen genommen werden müssen zu durchstöhren, ist in der That keine allzuangenehme Beschäftigung! und es gehört eine ganz eigene Stimmung und Laune dazu, den Muth nicht zu verlieren in diesem Wuste immer weiter fortzuwaten. Ich selbst besitze von dergleichen Schriften eine ziemliche Anzahl, und ich weiß nicht ob ich mich nicht einmal entschließe, eine Geschichte des Hexen- und Zauberwesens der

Vorzeit herauszugeben. Es würde dabei auf die Stimmung des Publikums ankommen. Aber gewiß, wer in diesem Unwesen eine gewisse Art von Unterhaltung, besonders durch eigene Reflexionen sucht, der muß sie in demselben finden. Die Geschichte des Teufels in seinen Erscheinungen auf Erden, und die Geschichte seiner Jünger und Jüngerinnen, ist wirklich eine so sonderbare mythologische Episode einer Afterreligion jener Zeiten, in welchen man noch einen sehr baumstarken Glauben hatte, daß dieselbe am Ende des XVIII. Jahrhunderts einer genauen Darstellung gewiß nicht unwerth seyn dürfte.

In der Erzählung dieser Sammlung No. I. habe ich von so etwas gleichsam nur einen kleinen Vorschmack gegeben, aber den Genuß des Ganzen, hebe ich für die Leser auf bequemere Zeit auf, wenn sie, versteht sich! so etwas genießbar finden wollen.

Nahe mit dem Teufels- und Hexenwesen, ist auch das Gespenst- und Geisterwesen

wesen verbunden. Die Erzählungen No. III. und IV liefern auch davon Pröbchen.

Die Erzählung No. V. führt in's Wasser, wo die Leser schon einmal mit mir gewesen sind, *) und zwar, wie ich höre, nicht ungern. Deshalb habe ich hier wieder eine alte Bekannte vorgeführt.

Die Erzählungen No. II. und VI. werden sich, hoffe ich, auch lesen lassen.

Indessen bin ich wiederholt aufgefordert worden, meine Bemerkungen über Sitten, Gebräuche rc. der Vorzeit, drucken zu lassen, und mit der Zeit soll es auch gewiß geschehen. Einstweilen werden Anekdoten aus der Vorzeit, bei dem Hrn. Verleger dieser Geschichten, erscheinen. Sie sollen die Beispielsammlung, die Belege, zu jener Schrift seyn, und ich will wünschen, daß ihre Lektüre unterhaltend und belehrend, angenehm und nützlich zugleich seyn mag.

*) In dem Romane: Die Saal-Nixe. Leipzig. 1795.

Wir sprechen uns also jetzt schon zum neuntenmal! Ich will hoffen, wir scheiden auch zum neuntenmal als gute Freunde aus einander; das ist es, was ich wünsche, und es soll mir herzlich lieb seyn, wenn es so seyn kann!

Geschrieben zu Weimar, am Tage der frommen Elisabeth, im Jahr 1796.

Ver-

Verzeichniß

alter Wörter und Gewohnheiten, Sitten und Obliegenheiten der Vorwelt, welche in diesen Romantischen Geschichten der Vorzeit angeführt und erklärt zu finden sind.

Anmerk. Die römische Zahl weißt auf den Band, die deutsche auf die Seitenzahl; wobei mehrentheils auf die daselbst befindlichen Anmerkungen Rücksicht zu nehmen ist.

Ablaß . . . III. 50
Achtschatz . . . III. 43
Achtserklärungs Formular . IV. 30
Adelschalk . IV. 15. 201. V. 89
Advocatus . . . V. 49
Albergaria . . . VI. 28
Armiger . . VI. 80

Atz. Atzung . . . VI. 28
Bannfluch . . IV. 9. 11
Basilisk . . IV. 6
Begehrende . . VI. 30
Besiebenen . . VII. 98
Bete . . VII. 95
Bettsprung . . II. 145
Bindebrief . . IV. 189
Bliden . . VI. 151. VII. 87
Buse . . III. 52
Champion . . VIII. 179
Charitas. Charitas vini . . V. 99
Christiblutsunterschrift . I. 104
Copa. Cupa. Couper . . II. 238
Dank, im hohen Zeuge . II. 32
Degen . . II. 99
Deposition . . III. 44
Devisen . I. 198. 201. III. 271. V. 274
Ding . . VIII. 181
Docke . . VIII. 69
Domicella . . . . . VIII. 132
Edelknecht . . . . VI. 89
Ehebruch . . . III. 164
Ehrentrunk . . . II. 253
Eid, im Kampfe . . III. 155
Eid, falscher . . . . III. 183
Eschtag. Eschemittwoch . . IV. 8
Ex=

Exkommunikation . . . IV. 9. VII. 139
Fackeltanz . . . . II. 46
Fastnachts-Mummerei . . V. 144
Fehdebrief . . . IV. 24
Feuerprobe . . . III. 151
Fräulein . . . . VI. 29
Frau . . . VI. 77
Freischöpf . . . VIII. 175
Gan. Ganerbschaft . . VIII. 166
Gastfreiheit . . . IV. 163
Gau . . . VI. 74
Gauff. Gauffdirne . . VIII. 252
Geleit. Geleitsherr . . III. 180
Geräder. Gerathen . . VII. 295
Göw . . . VI. 74
Gottesurtheile . . I. 64. III. 151
Hageprunk . . . VIII. 276
Hagestolz . . . VII. 292
Hahn, rother . . V. 28
Handfeste . . . . I. 12
Haube . . . VII. 293
Hauswirthin . . . VI. 77
Heiden . . . III. 54
Heiligen Schwur . . V. 77
Helm . . . II. 156
Helmabnahme . . . I. 37
Helmkleinod . . . I. 110

Helmlör = = I. 205. III. 213
Heller = = = IV. 36
Hexen=Merkmal = V. 149
Holderblume = = I. 119
Hügen = = VI. 131
Hundetragen = = III. 150
Inclusus = = VIII. 260
Juden. Jüdin = = II. 288. III. 181
Junkherr = = IV. 14
Kätchen = = IV. 120
Kaisertanz = = II. 46
Kampfeid = = III. 155
Kampfspiel = = I. 109
Kehlenhof = = V. 161
Klese = = IV. 16
Klosteradvokat = V. 49
Klostervermächtniß = VII. 69
Knechte = = V. 281
Kopf = = II. 238
Kopfbete = = VIII. 21
Kornmede = = VIII. 17
Kreuzprobe = = VI 82
Kreuzwoche = = VI. 56
Kufe = = II. 238
Kuttelhof = = V. 161
Landfahrer. Landstürzer V. 156. VI. 235
Lockbares Weib = = VII. 293
Lugen

Lugen V. 156
Magd II. 228
Mannen IV. 21
Minne VI. 45
Minnebrief II. 214
Minnesold VI. 45
Morgentrunk II. 52
Mummenschanz VIII. 279
Nagelprobe I. 236. II. 242
Narren, gebrödete V. 276
Narren-Kirchweihe V. 144
Nontag II. 253
Nothhemd VIII. 289
Nothschwert VIII. 290
Oberwappen I. 110
Obmann I. 12
Ordalien I. 64. III. 151
Ortband II. 27
Ostertag, bluer V. 102
Panisbrief VII. 133
Pas d'armes I. 109
Pfaffheit IV. 162
Pfand, zum Kampfe III. 155
Poculum charitatis V. 99
Pönhase VII. 295
Possenreisser VII. 49
Prunkreden VII. 153

Rand

Rand = = = = II. 32
Reuterei = = IV. 25. V. 50
Ring = = = VII. 292
Ringfertig = = V. 97
Rittergeleit = = = = VI. 142
Ritterjustiz = = = = I. 97
Ritterschlag = = = III. 9
Ritterstands=Benennungen = III. 10
Ritterwürde = = III. 10
Rosenspiel = = III. 171. 174
Rüstmeister = = = II. 296
Sakramentsgenuß = = III. 213
Sattelleben = = IV. 25. 272. V. 50
Schaube = = = VII. 9
Schelung = = VII. 95
Schellentracht = = = I. 111
Schewr = = = VI. 241
Schildzeichen = I. 98. 201. III. 213
Schild und Helm, zu, geboren = IV. 15
Schlaftrunk = = = II. 249
Schmunzeln = = = VIII. 29
Schranken aufblaßen = = I. 197
Schranken Sitz = II. 25
Schreibunkunde = = II. 249
Seelengeräthe = = III. 45. IV. 6
Seelenkühlung = = = VII. 69
Selde = = = VI. 45
Sel=

Seldenhort VI. 46
Serpent II. 104
Sfragistik VI. 251
Siegelart IV. 88
Spielleute VII. 49
Sporen der Ritter I. 63. VII. 10
Sonntag, güldener II. 57
Stecherdank II. 32
Stegreifleben IV. 25. 272. V. 50
Steuber V. 63 291
Stigma V. 149
Strählen III. 48
Trinkgelag und Trinklust II. 270. 271
Turniergesetze II. 253
Uffarthstag II. 253
Unschuldskampf I. 64. III. 155
Ustag VII. 87
Verlies II. 25
Vogtbarkeit IV. 8
Wäppling VIII. 128
Waffenbestimmung III. 155
Wahlsprüche V. 274
Wappener VIII. 128
Wappenschau II. 184
Wedel IV. 45
Wehrhaftmachung I. 21. III. 163
Wirthin IV. 30. VI. 79
Wiß=

Wissender	:	VIII. 176
Witzbold	:	VIII. 253
Wonnigliche	:	VIII. 29
Wortbruch	:	III. 21
X für ein U machen	:	III. 23
Zeitblick	:	VII. 153
Zelter	:	I. 111, II. 160

Roman-

Romantische

Geschichten der Vorzeit.

Neunter Band.

„Ist es doch eine herrliche und angenehme Sache die Geschichten und Sitten der Vorzeit kennen zu lernen! Das schenkt uns Belehrung und fast viel des Vergnügens, als ich weiter keines kenne und weiß.“

M. C. Spangenberg.

I.

Das schöne Becker Mädchen aus Weimar.

Minniglich, schön, lieblich und fein, wuchs Schön Röschen die Tochter des Beckers Ehrhart, der zu Weimar unter Graf Ulrich den zweyten*) lebte, im Hause ihres Vaters, als einziges Kind ihrer guten Eltern sorgsam erzogen heran. Sie trat eben in das achtzehnte Jahr, als alle Schönheiten einer aufblühenden weiblichen Rose sich in ihr entfalteten, und wer sie sah, der pries den Mann glücklich, dem es erlaubt seyn würde, die schöne Rose zu brechen die jetzt so herrlich entblühte. Aber noch war der Glückliche nicht bekannt, der es wagen durfte zu sagen: Sie ist mein!

Schön Röschen lebte züchtig, still und verschlossen im väterlichen Hause, und tugendhaft

 in

*) Dieser Herr starb i. J. 1112. S. Loeber de Burggraviis Orlamündanis. §. 2. Tab. I. Stemma veterum Comitum de Wymar. p. 100.

In aller Ehrbarkeit und Stille war ihr, und der Ihrigen Wandel. Ihre Eltern waren sehr ehrliebende, rechtschaffene Leute, und Röschen, ihre Tochter, von ihnen gar herzlich geliebt, war das schönste Mädchen in der Stadt und im ganzen Umkreise.

Sie was schön an dem leibe
vnd zu den Seiten schmal,
recht als eine kerze scheibe
wol geschaffen vberal.
Ir beyden Hend gemeine
das jr gantz nichts gebrach,
jre neglein schön vnd reine,
das man sich drinn besach
Ir farb vnd die was reine
lieblich als Milch und Blut,
her durch jr zöpffe reine
schien jr Halß als der Schnee. *)

So konnte es denn nun wohl nicht fehlen, und es fehlte auch nicht: die Liebhaber kamen schier in Schaaren angezogen, liesen sich beschauen, warben um Röschens Hand, und konnten

*) Alte Verse aus dem Heldenbuche, mit welchen dort eine Schöne geschildert wird.

konnten nichts erwerben, als Körbe. Das machte die Herren stutzig und so verdrüßlich — wie solch ein Unfall verdrüßlich machen kann.

Die Mütter und Schwestern der Abgewiesenen nahmen sich aber die Sache schier noch mehr zu Herzen, als die Liebhaber selbst, und übten auf Rechnung der stolzen Schönen ihre Zungen weidlich.

„Was will sie denn, die stolze Käthe? Was denkt sie denn die Prunkdirne? — schrien sie, wie aus einer Kehle; — Glaubt sie denn es wird ein Graf kommen und wird sie heimführen? denkt sie denn es wird sich ein Fürst in ihre rothen Backen verlieben? — Hochmuth kömmt vor dem Fall, und wenn sies länger so forttreibt, wird sie endlich wohl noch ganz und gar sitzen bleiben, und wird froh seyn müssen, wenn sich nur einer die Mühe nimmt, und fragt: Röse! was machst du denn?“

So ungefähr, sprachen diese Weiber und Mädchen, und ärgerten sich entsetzlich dabei, daß man nicht eben so von ihnen sprechen konnte; denn daß Röschens Schönheit ihnen, ohnehin

hin ein starker Dorn in den Augen war, kann man sich leicht denken.

Aber wird man fragen, woher kam denn eigentlich wohl Röschens Freigebigkeit mit ihren Körben?

Hierauf dient zur freundlichen Antwort: Röschen war entschlossen und gesonnen, in aller Zucht und Ehrbarkeit als Jungfrau, und unbeweibt, Stütze Trost und Pflegerin ihrer lieben Eltern zu bleiben, und sollten diese dereinst den Weg alles Fleisches gehen, so wollte sie als Klosterjungfrau, ihr Leben in Gottgefälliger Zufriedenheit beschließen.

Das hatte sie laut und öffentlich erklärt, und dieses Aviso hatten auch alle ihre Freier als Grund ihrer Entschließung bey ihren Körben unentgeltlich mit bekommen, aber, wie das nun geht, nicht alle geglaubt. Wie wir so eben hören werden.

Christoph. Alles was das Mädchen da vorgiebt, glaube ich nicht.

Anne. Ich auch nicht. — Die, hat weder Klosterfarbe, noch Klosterfleisch. — Das, kenne ich auch!

Marthe. Freilich wohl! Stolz — nichts als Stolz ist's, der dem albernen Dinge im Kopfe steckt. Sie denkt, es soll ein vornehmer reicher Herr kommen, und soll sie heimholen.

Anne. Ja da kann sie lange warten!

Marthe. Bis die Engel mit Posaunen blasen!

Christoph. Ja, stolz ist Röse; das muß wahr seyn. Und das Kloster ist nur so ein Vorwand die Freier los zu werden. Wenn der rechte kömmt, wird sie gewiß Ja sagen.

Marthe. Zweimal für Einmal.

Anne. Ich möchte aber nur wissen, was sie noch zu erwarten hätte?

Marthe. Spott und Hohn; denkt an mich.

Röschens Eltern gegenüber wohnte Arnold der Waffenschmidt ein guter, fleißiger Mann, und Ehrharts Freund im strengsten Sinne die-

ses Worts. Dieser hatte viele Kinder, und Gretchen seine älteste Tochter, ein paar Jahr älter als Röschen, war ihre Vertraute und Freundin.

Sonntags nach den Kirchen pflegten sich die beiden Mädchen wohl vor ihre Hausthür zu setzen, verplauderten da ein Stündchen und erzählten und eröffneten einander mancherlei. — Wir wollen sie einmal belauschen.

Gretchen. War das nicht Erdmanns Fritz?

Röschen. Er war es.

Gretchen. Warum gieng er denn vorüber, ohne uns zu grüßen? — Sonst, war er doch höflicher.

Röschen. Ich habe dir noch nicht gesagt, daß er um mich hat anwerben lassen.

Gretchen. Aha! — Und es ist ihm nichts gereicht worden? — Nun begreif' ich's, warum er uns keinen Gruß gönnte. Er ist ungehalten auf dich.

Röschen. Wenn ich mich auch entschliessen könnte, zu heurathen, so würde doch Fritz

gewiß

gewiß der Mann nicht gewesen seyn, dem zu Liebe ich meinen Vorsatz geändert hätte.

Gretchen. Ich will's aber doch wohl noch erleben, daß du Braut und Frau wirst.

Röschen. Schwerlich!

Gretchen. Nun, nun! Zeit bringt Rosen.

Röschen. Und Rosen haben Dornen.

Gretchen. Das macht sie ja eben noch angenehmer.

Röschen. So denke ich nicht. — Sieh, Gretchen! mein Wunsch ist und bleibt, als Klosterjungfrau zu sterben. Ach! Pater Franz weiß gar viel davon zu sagen, wie schön es in dem Kloster ist.

Gretchen. Das will ich wohl glauben! Aber unsere Mütter sind doch auch nicht in's Kloster gegangen. Und du bist reich, und könntest einen braven Mann wohl glücklich machen. — Aber, einen Becker, wirst du wohl nicht zum Manne nehmen?

Röschen. Gar keinen.

Nach

Noch sprachen die Mädchen mit einander, als ein junger, gutgekleideter Mann vorüberritt, den Huth zog und sein Pferd anhielt.

„Reute ich hier recht," — fragte er; — „der Gastherberge zu den Hörnern zu?" *)

„Ganz recht;" — antwortete Gretchen. — „Das sechste Haus, um die Ecke herum."

Er ritt fort; und die Mädchen fragten einander: wer der feine Herr wohl seyn möchte?

Bald darauf lief das Gerücht durch die Stadt: Der Edle Herr Benno von Querfurth rücke mit einem ansehnlichen Gefolge herbei, seinen Freund Graf Ulrich zu besuchen, um — wie man sagte, bei den Orlamünder Fräuleins auf die Brautschau zu ziehen. Alles strömte nach dem Jakobsthore zu den Zug zu sehen, und auch Röschen und Gretchen giengen dahin. — Als sie nun nahe an dem Thore waren, sahen sie den jungen Menschen stehen, den

*) Jetzt, giebt's keine Hörner mehr zu Weimar. Aus den zwei Hörnern, entstand vielleicht späterhin der Ring; im XV. Jahrh. auf dem Markt gelegen.

den sie kurz vorher in die Herberge gewiesen hatten. Er sprach mit dem Hausmeister Graf Ulrichs. Diesen kannte Gretchen, und machte sich bald herbei ihre Neugier ob des Fremden zu stillen.

„Dieser junge Herr — gab der Hausmeister Bericht; — gehört zu dem Gefolge des Querfurther Herrn. Er ist des Herrn Hoffänger, und wird von ihm gar werth gehalten.“

Gretchen. So! — Wie heißt er denn?

Hausmeister. Er heißt Wildebold.

Gretchen. Wildebold? und wird hier bleiben?

Hausmeister. So lange sein Herr bei uns bleibt. — Vielleicht singt er seinem Herrn bald das Hochzeitlied.

Wildebold. Wohl möglich! — Ich wollte euch wohl bald gern ein Brautlied singen, ihr feinen Jungfrauen.

Gretchen. Dahin ist's noch nicht.

Wildebold. Es wird aber schon dahin kommen. — (zu dem Hausmeister) Wer sind denn diese feinen Jungfrauen?

Hausmeister. Diese hier, heißt Gretchen, und ist die Tochter unsers künstlichen Waffenschmidts, Arnold; und diese, ist die Tochter des Beckers Ehrhart. Sie heißt Röschen.

Wildehold. In der That, eine so schöne, zierliche Rose! daß man wohl zu ihr sagen mag:

Röslein, schönes Röslein hold!
Du bist wohl mehr als Guth und Gold,
Dem Lieben deiner Seele.

Röschen. Den Lieben, kenne ich noch nicht. — Ihr sprecht wohl gar fein und schön! wer kann Euch darauf antworten? Wir sind nur schlichte Bürgermädchen, und wissen nichts von zierlichen, hohen Worten.

Wildehold. Und doch weiß Röschen recht gut und wohl zu sprechen.

Indem kam der erwartete Zug. Alle staunten die Pracht an mit welcher der Querfurther Herr einherkam, und als der Zug vorüber war, giengen die Zuschauer auseinander. — Wildehold beurlaubte sich sehr freundlich, und die Mädchen giengen heim. Sie sprachen kein

Wort über die neue Bekanntschaft mit einander. Sie schieden von einander, und eine jede, nahm so ihre eigenen Gedanken mit in ihr Bette.

Den folgenden Morgen saß Röschen im Laden und ordnete gar zierlich ihre Brode und das Backwerk, als ganz unverhoft der Sänger Wildehold vor dem Laden erschien, und dem betroffenen Mädchen gar freundlich einen guten Morgen! bot.

Röschen wurde roth bis hinter die Ohren, und wußte nicht was sie antworten sollte.

Wildehold. Gutes Mädchen! was ist dir?

Röschen. Ich bin recht sehr erschrocken.

Wildehold. Worüber?

Röschen. Daß Ihr so daher kommt, und —

Wildehold. Ich will mir bei dir etwas zum Frühstück einkaufen. Das wirst du mir doch erlauben?

Röschen. Recht gern! — Aber, wenn's die Mutter hört, daß ich mit einem Fremden spreche; wenn's die Nachbarn sehen, daß ich —

Wildehold. Ich will gleich wieder gehen.

Röschen. Ja, geht ja wieder!

Wildehold. Wie ängstlich du bist! — Wenn ich dich quälen wollte, so blieb ich.

Röschen. Ich lief aus dem Laden!

Wildehold. Gieb mir etwas von dem Ringelwerk, und lebe wohl!

Röschen. Lebt wohl!

Wildehold. Darf ich nicht wieder kommen?

Röschen. Nur nicht zu oft!

Der Sänger drehte sich eben herum und wurde gegenüber, in der Hausthür Gretchen gewahr, die auch nicht umsonst sich umsah. Er grüßte sie freundlich, und gieng auf sie zu. Gretchen zog sich schnell zurück in das Haus, und der alte Arnold trat dem Sänger entge-

gen. — Dieser faßte sich sogleich, und bat den Alten, ihm seinen Vorrath von Rüstzeugen zu zeigen.

Arnold willfahrte ihm, und als er vernahm, daß der Sänger von Querfurth komme, lies er sich mit ihm in ein Gespräch ein. — Gretchen stand hinter dem Blasebalge und horchte.

Arnold. Ich bin in meiner Jugend auch zu Querfurth gewesen, und es ist mir in Euerer Vaterstadt recht wohl gegangen.

Wildehold. Ich lebe zwar bei dem Herrn zu Querfurth, aber die Stadt ist meine Vaterstadt nicht. Ich bin zu Quedlinburg geboren.

Arnold. Ei, seht doch! zu Quedlinburg? Meines Vaters Base war nach Quedlinburg verheurathet. Ich war auch dort, und wär beinahe dort geblieben.

Wildehold. Wer war denn Euers Vaters Base?

Arnold. Sie war an den Waffenschmidt Immerling verheurathet.

Wildehold. Mein Gott! mit der ist mein Vater, der des Stiftes Zechmeister ist, verwandt.

Arnold. Verwandt?

Wildehold. Freilich.

Arnold. Seht doch! also sind wir ja auch ein wenig mit einander verwandt?

Wildehold. Ja doch!

Arnold. Nun, das freut mich! Willkommen in meinem Hause. (schüttelt ihm die Hand) Nun, tretet doch ein wenig in die Stube. — Frau! der Herr ist Sänger des Querfurther Herrn, und ist von Immerlings her, in Quedlinburg, mit uns verwandt. — Frisch Grethe! Eine Kanne Bier!

Das Bier kam. Es wurde auf die Verwandtschaft getrunken. — Alle thaten Bescheid.

Der alte Arnold stöhrte die Pfennige im Schatzkästchen um, und schickte voller Freude nach Wein und Backwerk. Als dieses ankam, gieng das Trinken wieder an, und Wildehold behielt sich den Vergeltungstrunk vor.

Gretchen hatte indessen Röschen, als sie Backwerk holte, mit ein paar Worten alles erzählt, was in ihrem Hause vorgieng, und diese — ärgerte sich, sie wußte selbst nicht warum, doch ein wenig, daß der Fremde in der Nachbarschaft Fus gefaßt hatte.

In Arnolds Stube wurde viel gesprochen und getrunken.

Arnold. Die braven Quedlinburger sollen leben!

Wildehold. (trinkt) Mich zu bedanken! Hört an:

Die Quedlinburger Art ist gut.
Sie hat wohl immer frohen Muth.
Die Mädchen sind dort fein und schön,
wie Blumen lieblich anzusehn.
Die Männer sind gar wohl erprobt,
und werden darum hochgelobt.

Arnold. Hört ihr, wie fein das klingt? — Ach Vetter! wenn Ihr uns doch etwas singen wolltet.

Wildehold. Warum nicht?

Arnold. Ihr müßt's zum Besten nehmen! Die großen und vornehmen Herren hören so etwas alle Tage, aber unsereiner gar selten. Und da Ihr nun einmal so da, und mit uns, und unter uns froh seyd, so —

Wildehold. Keine Umstände! Ich singe euch etwas. — Hört an:

Es ritt dahin im starken Trapp
wohl auf die Jagd ein Edelknapp,
Der sties in's Horn Tra ra, Tra ra!
Gleich war das Wild in Menge da.

Und als er seinen blanken Spies
wohl durch die Lüfte fliegen lies,
da traf er ach! ein schön Gebild,
Das war ein wunderseltnes Wild.

Ein Mägdlein war es jung und fein.
Ihr fuhr der Spies in's Herz hinein.
Es war ihr Leib vom Blut so roth,
die Zarte lag auf Erden tod.

Das gieng dem Junker sehr an's Herz.
Er hatte Leid und großen Schmerz.
Er klagte: „Ach! du Arme rein!
wie mußt ein Spies dir schädlich seyn?"

Er grämte ach! er härmte sich,
und klagte drob herzinniglich.
Drauf nahm er wohl ein braun Gewand,
und zog in ein entferntes Land.

Kein Auge das ihn wiedersah.
Man wußte nicht was ihm geschah.
So hat's der liebe Gott gewollt.
Das sang der Sänger Wildehold.

Arnold. Bei'm heil. Martin! so etwas, läßt sich hören. — Und dergleichen, singt Ihr nun so alle Tage?

Wildehold. Schier alle Tage.

Arnold. Ihr seyd ein gelehrter Mann und noch so jung? —

Wildehold. Acht und Zwanzig gewesen. — Ich danke Euch für Euere Liebe und Freundschaft, und versehe mich einer Wiedervergeltung. — Jetzt muß ich auf's Schloß.

Arnold. Ihr werdet aber doch bald wieder bei uns einsprechen?

Wildehold. Schier alle Tage, wenn Ihr's erlaubt. — Habt Dank!

Arnold. Kommt bald wieder!

Als Wildehold fort war, gieng Arnold zum Nachbar Ehrhart und erzählte ihm, was geschehen war, und was sich zugetragen hatte. Gretchen aber erstattete ihrer Freundin Bericht.

Indessen erkundigte sich Benno bei Wildeholden nach mancherlei, und erfuhr von diesem die Nachricht:

„Herr! in der Stadt lebt ein Mädchen — schöner, könnt Ihr Euch keine Jungfrau denken.“

Benno. Hast du sie schon ausgewittert? Wer ist sie?

Wildehold. Eine Beckerstochter.

Benno. Und sie hat dir gefallen?

Wildehold. Herr! baarfuß wollte ich bis nach Rom gehen, um ein solches Mädchen zu sehen.

Graf Ulrich. (hat zugehört) Wildehold hat keinen schlechten Geschmack. Ich kenne das Mädchen. — Ewig schade, daß sie keines Edelknechts Tochter ist!

Benno. Ihr spannt meine Neugier. — Wie sieht man sie wohl?

Ulrich. Wir lassen sie auf's Schloß bescheiden.

Benno. Das will ich nicht haben.

Wildehold. Ihrem Hause gegenüber, wohnt ein Verwandter von mir, der Waffenschmidt Arnold —

Ulrich. Richtig!

Wildehold. Ihr kauft etwas von dem Waffenschmidt, und — seht sie.

Ulrich. Das kann gehen.

Benno. Morgen.

Wildehold. Herr! das Mädchen sein nennen zu dürfen —

Benno. Bist du wirklich verliebt?

Wildehold. Wie könnte es anders seyn, wenn man Röschen gesehen hat?

Benno. Still! Fräulein Adelheid naht sich.

Adelheid. Das Orlamünder Fräulein war die Schöne, der Benno seine Hand angeboten und ihr Jawort erhalten hatte. Die Braut brauchte also nicht zu wissen, wovon gesprochen wurde.

Der folgende Tag erschien. Die hohen Herrschaften machten sich auf den Weg den Waffenschmidt zu besuchen, und Röschen zu sehen. — Wildehold gieng voraus und meldete seinem Vetter den Besuch. Dieser warf sich sogleich in sein Festgewand, lies die Werkstatt auskehren, und legte sein vorräthes Rüstzeug zur Schau.

Die Herrn kauften mancherlei, und letzten sich an dem schönen Anblick Röschens die gegenüber in ihrem Laden sas.

In dem Gefolge des Grafen befand sich auch, unter andern stattlichen Edelknechten, Heinrich der Eydersburger *) Junker, ein

*) Jetzt, Ettersburg, anderthalbe Stunden von Weimar gelegen. — Dieses Ettersburg, wird in alten Diplomen, Eydersburg, Eitersburgk gewöhnlich, und späterhin erst, Eddersburg, geschrieben gefunden. Die ehemalige Burg, (deren Erbauungszeit vermutlich in jenen Zeiten zu suchen ist, in welcher Kr. Heinrich der Vogler Städte und Schlösser in Thüringen gegen die Sorben anlegte,) hat im Jahr 1345. ihren Untergang gefunden. Damals trieb Graf Herrmann von Stollberg große Räubereien von dieser Burg aus in's Land hinein. Landgraf Friedrich der Strenge forderte den Reudgrafen zur Rechenschaft; dieser aber verlachte alle Anmahnungen, und stellte sich nicht. Der Landgraf schickte also Reisige gegen ihn. Die Veste wurde erobert, und Herrmann sowohl, als sein Gesell, Heinrich von Werthern, wurde enthauptet. Zwanzig Knechte wurden aufgeknüpft, und das Raubnest wurde zerstöhrt. S. Birkens Sächß. Helden Saal. I. Th. S. 270. und Ernst Histor. Schaubühne. S. 631. — — Die Benennung des Ettersbergs, lei-

junger wilder Fant dem jede Dirne die er sah, in die Augen stach, und der auf seiner Burg eben nicht das sittlichste Leben führte, doch aber seine Stückchen gar geheim zu halten wußte. Dieser lockere Junker wurde von Röschens Schönheit so sehr bezaubert, daß er sogleich böse

leiten einige von heiter, andere gar von Aether ab, (S. Wette Histor. Nachr. von Weimar. S. 18.) und nennen ihn montem aethereum. Einige, von Ede, (avis,) und wieder andere, von Etter, Eder, ider, i. e. septum, protensum, cinctura loci. — Am sichersten aber ist die Ableitung von Eyder, ein Hain, Heyde, Wald, und so hies Ettersberg, ein mit Waldung besetzter Berg. So erklärt sich besonders ein neuer Schriftsteller darüber, dessen Worte ich hier anführen will, „Eyder denotat indaginem, (einen Haag, Heyn; v. Eccard. Comment. ad L. L. Sal et Ripuar. p. 45. voc. Bila.) a quo non nisi dialecto differre videtur Heyde, sylva, ericetum, et quidem situs sublimioris, (v. Wachter Glossar. Germ. col. 685.), quae cum optime conveniunt in montem nostrum, quid opus in Latium vel Graeciam tendere, vt nominis indigeni rationem inuestigemus? quam derivationem non parum adminiculantur antiquioris montis denominationes: Eytheresberg, Eydersberg, Heydersberg, etc." — S. Jo. Lud. Eckardt: Tria di-

böse Anschläge ausbrütete, des guten Mädchens habhaft zu werden und sie in seinen Zwinger zu führen.

Wenn Graf Ulrich davon nur das geringste geahndet hätte, wie würde es dem saubern Junker ergangen seyn!

Alle priesen die Schönheit des liebenswürdigen Röschens, alle beeiferten sich dieselbe herauszusetzen, nur Heinrich stimmte nicht ein, und zog sich sogar von dem Querfurther Herrn den Vorwurf zu, er wisse gar nicht, was schön sey.

Aber das wußte der Schalk wohl.

Sein Rüstmeister Wolf, ein alter Sündenknecht, der seinem Herrn in allen Bösen die Hand bot, wurde der Vertraute seines Plans und versprach ihm seinen thätigsten Beistand.

Im

diplomata Archiui Ducalis Vinariensis adhuc inedita ac incognita etc. Vinariae. 1782. p. 43. 44. — In dieser Schrift sind überhaupt die wichtigsten Nachrichten, Schloß, Ort und Kloster zu Etterburg betreffend, zu finden, von denen viele bis dahin, ganz unbekannt waren.

Im Stillen wurde der Unglücksplan geschmiedet, und von dem alten Gelegenheitsmacher ausgeführt.

Benno's Verlobung mit Adelheit wurde durch ein großes Fest gefeiert. Wildehold hatte Gretchen und Röschen unter die Hand gegeben die feinsten Jungfrauen zu Weimar zu versammeln, aufs Schloß zu ziehen, und der Braut Blumen und Glückwünsche zu bringen.

Das geschah. Die Braut beschenkte die Mädchen, sie wurden gespeist und getränkt und erhielten die Erlaubniß des Abends dem Fackeltanz zusehen zu dürfen.

Als sie nun etwas spät des Nachts das Schloß verließen und nach der Ilmbrücke zu giengen, um in die Stadt zurück zu kehren, wurden sie schnell von einigen Reisigen umringt. Sie schrien und weinten. Die Reuter droheten ihnen sie in den Fluß zu sprengen wenn sie nicht schweigen würden, suchten Röschen aus dem Kreise heraus, liesen die andern Mädcheu laufen,

fen, und sprengten mit ihrer Beute davon, gerade nach Ettersburg zu; denn es waren der Wolf und seine Gesellen, die das arme Schäfchen raubten.

Der Vorfall machte in der Stadt und auf dem Schlosse großes Aufsehen. Graf Ulrich erkundigte sich selbst sehr genau nach der Geschichte, und setzte eine Belohnung von 10 Gulden, für denjenigen aus, der etwas von dem Raube entdecken könnte. Er schickte Knechte alle Straßen aus, und ließ sogar einige Edelknechte aufsitzen den Räubern auf die Spur zu kommen, aber alles war vergebens; nichts war zu entdecken und keine Spur war zu finden.

Röschens Eltern wollten sich nicht zufrieden geben, und Wildehold vergoß manche Thräne.

Junker Heinrich schritt ganz unbefangen einher, nnd keine Seele hatte Argwohn auf ihn.

Die

Die halbe Stadt trauerte über das Unglück, und nur einige neidische Jungfern und Röschens abgewiesene Freier freuten sich deshalben, aber doch nur im Stillen, denn öffentlich durften sie das nicht wagen, da selbst ihr Herr, der Graf, sich dieses Unfalls so thätig unterzog.

Der alte Kuppler Wolf hatte seine Leute glücklich auf das Schloß in Sicherheit gebracht, und kehrte sogleich wieder zu seinem Herrn nach Weimar zurück, um durch sein Verschwinden keinen Argwohn zu erregen.

Röschen wurde im Schlosse von einer alten Hexe *) empfangen, die des Junkers Getreue, eine

*) Das Wort und die Benennung Hexe, ist hier im ganz eigentlichen Verstande zu nehmen. Der Junker wurde, wie wir in der Folge sehen werden, wirklich von einer solchen alten Zauberin bedient. Den Lesern aber einen vollkommenen Begriff von einer wahren Hexe jener Zeit, von ihren Wissenschaften, Künsten und Kräften zu geben, soll erst eine poetische Beschreibung ihres Machtwaltens, und dann eine Definition ihres Seyns mit getheilt

eine würdige Konsortin des alten Sünders Wolf war.

Sibil=

getheilt werden. Der Uebersetzer von D. Joh. Wieri Buche: De Praestigiis Daemonum, (Frkf. a. M. 1586.) führt S. 144. eine Erz=Hexe also redend ein:

„Vnd wenn es meins gefallens ist,
Die flüß ich zwing in kurtzer frist,
Daß sie zu lauffen sein gerüst!
Daher ihr Vhrsprung kommen ist.
Was fallen wil das heb ich bald,
So steht, beschwer ich, daß es fallt.
Ich mach schön, regen, schnee, vnd wind,
Vnd wenn ich wil verderb ichs gschwind.
Der Naterschlangen nimb ichs Gifft,
Groß Felsen treib ich in die lüfft.
Ganz Wäld den pflantz ich raumen heiß,
Den Bergen treib ich aus den schweiß.
Die Erd muß brüllen wie ein Kuh.
Sonst kann ich noch vielmehr darzu;
Die geister berufen auß der still,
Ich zeug die Gestirn wohin ich wil.“

Die Frage: was ist eine Hexe? beantwort D. Thomas Erastus durch folgende Definition: „Saga, oder Hexin ist ein Zäuberin, oder Gäuck=lerin, oder mit was namen einer sie nennen wil, die, nachdem sie Gott und der waren Religion abgesagt, sich durch öffentliche Verbindniß dem Sathan ergiebt, auff Dz neben viel andern zusagun=gen

Sibilla — so hieß der alte weibliche Unhold, — empfing das arme zitternde Mädchen mit einem großen Gelächter, riß ihre Mütze von dem eisgrauen Schädel und warf sie frohlockend, mit gräßlichem Grinzen in die Luft.

Sibilla. Oh pah pah pap! Da hat der Junker einen Fang gethan, wie ihm noch nie einer gelungen ist. — Nacht und Tag! Sturm und Wetter dreimal herüber, dreimal hinüber! du bist eine schöne Docke.*) O! wie wird sich der Junker an deinem stolzen Leibe vergnügen! — O Tanne grün! Tanne grün! wie bist du schön! O du Zarte!**) du traute Docke!

Rös=

gen vnd hoffnungen sie von jm durch Beschwern der kräuter, vnd andrer jhrer natur nach vnschädlichen dingen, die Element betrüben, vngewitter machen, den menschen Vieh vnd dem Getreid schaden zufügen, und viel andere wunderbare, vnd der natur vnmögliche ding thun lerne." — S. Theatrum de Veneficis. Frkf. a. M. 1586. S. 327. — Nach dieser Beschreibung, haben wir also die alte Sibilla, als Hexe zu nehmen.

*) S. Romant. Gesch. der Vorzeit. VIII. B. S. 69.

**) Zarte — d. i. Jungfrau.

Röschen. (weinend) Ach, ich armes, unglückliches Mädchen! wo bin ich denn?

Sibilla. Unter Dach und Fach bist du, schöne Prinzessin.

Röschen. O spottet meines Unglücks nicht!

Sibilla. Närrchen! wer spricht denn von Unglück? dich erwartet ein wahres Freudenleben. Meines Junkers Freude und herzliebe Bulschaft wirst du werden.

Röschen. Schweigt! und redet nicht so mit mir.

Sibilla. Nun, nun! Nur gnädig! Du wirst uns alle nicht beißen. Was wir wollen, mußt du thun.

Röschen. Gewiß, dazu bin ich nicht gottlos genug!

Sibilla. Ei du Fromme! — Das hilft dir aber alles nichts. Du mußt mit uns leben, wie wir's haben wollen, und wirst gar nicht gefragt, ob du willst oder nicht. Wir meinen's gut mit dir, du kützliches Thierchen!

Röschen. Pfui Alte! wie sprichst du so sonderbar.

Sibilla. Deinetwegen werde ich meine Sprache gewiß nicht ändern. Ich spreche, wie mir's beliebt, du Sonnendocke, und du gehorchst, denn ich bin hier im Schlosse die Aufseherin über alles was weiblich und mägdelich ist; und noch mehr. Ob du gleich die Schönste hier bist, so sind doch hier mehr Weiber und Mädchen die dem Junker bei Tag und Nacht dienen müssen, und diese regiere ich alle.

Röschen. Heil. Jungfrau! wohin bin ich gerathen? Ach! der Böse war's der mich in diese Lasterecke geführt hat.

Sibilla. O du Weisheit! — Verdirb deine Wängelein nicht durch Thränengüsse, denn sie helfen dir nichts. Ergieb dich in dein Schicksal. Aus diesem Schlosse ist vorjetzt keine Erlösung zu hoffen, aber in fünf und zwanzig Jahren werdet ihr alle frei, wenn euch des Junkers guter Freund nicht auch mit nimmt.

Röschen. Alte! was sprichst du?

Sibilla. Was du gehört hast.

Röschen. O! wehe mir! ich bin in höllische Klauen gerathen! Ach! wer rettet mich?

Sibilla. Kein Mensch. — Spring die hohen Mauern hinab, wenn du glaubst unzerschmettert davon zu kommen. — Aus dieser Burg, holt dich nichts als der Tod, oder der Teufel.

Röschen. (schlägt ein Kreutz) Allmächtiger!

Sibilla. (erschrickt und fährt zusammen) Dumme Käthe, er ist ja noch nicht da. — Sprich Kind! hast du Hunger! hast du Durst?

Röschen. Ich verlange nichts, als meine Freyheit.

Sibilla. Du wirst doch nicht verhungern wollen? — Iß, trink, und laß dir's schmecken. Deine Freiheit dir zu geben, das steht nicht bei mir. Aber schöne Künste will ich dir lehren. — Stricks! Stracks! Holdepax! fein's Blümchen wachs! — (es blüht eine Lilie auf dem Tische in die Höhe) Sieh einmal, Täubchen! das schöne Blümchen.

Röschen. Heil. Walpurge! *) sey mit mir.

Sibilla. (erschrickt, und berührt die Lilie welche sogleich in Asche zusammenfällt) Unterlaß mir die Ausrufungen! — Nun willst du denn dergleichen schöne Kunststücken von mir lernen?

Röschen. Verflucht sey deine Kunst, alte Vettel!

Sibilla. (giebt ihr eine Ohrfeige) Naseweiß! da hast du etwas für die alte Vettel.

Röschen. (weint heftig) Ach! wie unglücklich bin ich!

Sibilla. Mit dir Landstreicherin werde ich nicht lange Prunkreden wechseln! Verhalte dich ruhig, oder ich will dir zeigen, mit wem du es zu thun hast,

Rös-

*) „Die heil. Walpurge hat sich, als sie noch am Leben gewesen, durch ihre Heiligkeit dem Teufel gewaltig widersetzt, und für andere Weiber bestürmt;" — sagt Praetorius in den Blocksbergsverrichtungen ꝛc. Leipz. 1669. S. 527.

Röschen. Eine Landstreicherin bin ich nicht. Ich bin ein ehrliches Mädchen. Es ist schändlich so mit mir umzugehen! — Ach, wenn das Graf Ulrich wüßte!

Sibilla. Du kannst ruhig schlafen. Der erfährt nichts. — Du meinst wohl wunder wie dumm wir wären? Ei ja doch! — Aus dieser Burg ist keine Erlösung für dich. — Wenn du aber gelassen und artig seyn wolltest, so wollte ich dir mancherlei Spas machen.

Röschen. Ich verlange keinen Spas. — Gebt mich frei ihr Räuberpack!

Sibilla. Du! — rede bescheiden.

Röschen. Ihr seyd gottloses Volk! — Wer giebt euch ein Recht mich so schändlich zu behandeln?

Sibilla. (lachend) Das geben wir uns selbst.

Röschen. Gott sey mein Leid geklagt!

Sibilla. Das kann dir alles nichts helfen. — Ich frage dich jetzt zum letztenmal, willst du essen? willst du trinken? Alles sollst

du vollauf haben. Aber aus diesem Neste; kömmst du nicht. Wir halten dich warm, weil du ein gar zu feines Vögelein bist. — Mein Junker wird seine Flügel über dich ausbreiten, wie ein zärtlicher Tauber über seine Täubin.

Röschen. Abscheuliche Hexe!

Sibilla. Nimm dich in Acht, daß ich nicht zum zweitenmal komme! — Ich will dir die Hexe einstreichen, daß du an mich denken sollst. — Fort in deine Kammer!

Damit ſties die Alte das weinende Mädchen in eine Kammer, wo sie weinend auf ein Bett niedersank.

Sibilla war sehr geschäftig um Röschen herum, aber sie konnte ihr in drei Tagen keine Rede abzwingen. Das machte sie tückisch.

Den vierten Tag erschien der Junker in ihrer Kammer.

Heinrich. Röschen.

Röschen. Was wollt Ihr? Wer seyd Ihr?

Heinrich. Ich bin der Herr dieses Schlosses.

Röschen. Habt ihr mich entführen lassen?

Heinrich. Ich liebe dich.

Röschen. Ach! gebt mich meinen Eltern wieder.

Heinrich. Ich habe dich recht herzlich lieb, und kann dich nicht von mir lassen.

Röschen. Schickt mich zu den Meinigen zurück, und Gott, wird es euch vergelten.

Heinrich. Es soll dir bey mir recht wohl gehen.

Röschen. Ich verlange nichts von Euch. — Habt Mitleid mit mir armen Mädchen!

Heinrich. Es soll dir an nichts fehlen.

Röschen. So gebt mir die Freyheit wieder die Ihr mir geraubt habt.

Heinrich. In meinem Schlosse soll alles für dich vollauf seyn.

Röschen. Laßt mich gehn!

Heinrich. Das ist eine vergebliche Bitte.

Röschen. Wer giebt euch das Recht, mich hieherbringen zu lassen? mich meinen Eltern zu entreißen, und hier einzusperren?

Heinrich. Meine Liebe.

Röschen. Das ist keine Liebe die Euch antreibt Ungerechtigkeiten zu begehen.

Heinrich. Willst du Kaplan bei mir werden?

Rüschen. Es wär wohl gut wenn Ihr einen hättet und seinen Lehren folgtet. Ich muß es Euch geradezu, in's Gesicht sagen: Ihr habt schändlich an mir gehandelt.

Heinrich. Und ich muß dir auch etwas geradezu, in's Gesicht sagen: Morgen Nacht schläfst du bei mir.

Röschen. Lebendig, gewiß nicht!

Heinrich. Wie?

Sibilla. Sie hat Muth.

Heinrich. Zu sterben? — Ei um dein junges Leben wär es doch ewig Schade!

Röschen. Redet was Ihr wollt, ich antworte Euch kein Wort. Aber in eine Schandthat willige ich nicht ein, und solltet Ihr mir den Dolch in die Brust stoßen.

Heinrich. O du heldenmüthige Hexe!*)

Sibilla. (ärgerlich) Sie ist sehr dumm!

Heinrich. Du bist in meiner Gewalt. Schicke dich in die Zeit und Umstände du hast

*) Da fällt mir's ein, daß ich oben etwas über das Wort Hexe (einige schreiben, auch jetzt noch, Hechse, z. B. S. Westenrieder Histor. Kal. v. J. 1791. S. 267. 268.) zu sagen vergessen habe. „Hexen — sagt Praetorius in den Blocksbergs Verrichtungen. S. 91. — haben ihren Namen von einer Amazonen Königin Heza genannt, die eine mächtige Zauberin war, wie Aventin meldet." — Zeiler (Theatr. Tragic. Historic. 3. p. 84.) sagt: „Das Wort Hexe kömmt her von einer Königin deutscher Amazonen Häx oder Hätz genannt. — Prätorius, will den Spaniern ihr Hechezieros von dem deutschen Worte Hexe herleiten, und führt Torquemada's Definition von Hechezieros an: „Qui tacimante invocant Daemonios mescolanda la Magía natural con in del Daemonio." — Ich habe bei keinem Verfasser der über das Hexenwesen geschrieben hat, eine andere Erklärung finden können, als die angegebene.

hier nichts anders zu hoffen, als was ich dir voraus gesagt habe. Allen deinen Weigerungen setze ich mit Wollust Gewalt entgegen. Dabei bleibt's!

Er gieng, und lies Röschen in Thränen schwimmend, allein.

Rundherum lag alles in tiefer Ruh, nur Röschen konnte kein Auge schliessen. Sie weinte und blickte beinahe trostlos gegen das Kammerfenster durch welches der Mond schien. — Auf einmal hörte sie draußen, vor dem Schlosse singen. Sie lauschte und hörte gar deutlich die Worte:

„Vertrau dich mir,
Ich bin schon hier.
Du zartes Blut!
Ich mein's gut,
und komme, dich zu retten."

Schnell sprang Röschen auf von ihrem Lager und rufte leise zum Fenster hinaus:

„Wer ist da?

Sie sah keinen Menschen, aber sie hörte eine sanfte Stimme antworten:

„Soll ich zu dir kommen?"

„Wer bist du?"

„Soll ich zu dir kommen?"

„Wie ist das möglich?"

„Soll ich kommen?"

„So komm, wer du auch bist!"

Erschrocken trat sie, als sie das gesagt hatte, zurück und eilte auf ihr Bett.

Schnell flog etwas wie mit Taubenflügeln rauschend zum Fenster herein, und ein kleines, weißgekleidetes Männchen stand mitten in der Kammer.

Röschen. (am ganzen Leibe zitternd) Ach! wer bist du?

Das Männchen. Sey ruhig und fürchte nichts von mir. Ich will dir nichts zu leide thun. Ich will dich nur fragen: ob ich dir beystehen? ob ich dir helfen soll? — Sieh mich an. Ich bin freundlich und gut. Sonst war ich der Schloßgeist dieser Burg und warnte für

Unglück und Schaden, aber seit der Junker Hexen um sich duldet, und sich und seine Seele sogar dem Fürsten der Finsterniß verschrieben hat, mag ich mit ihm keine Gemeinschaft mehr haben, und halte mich jetzt im Walde auf. Ich bin Hüttchen, das weiße Männchen, wie mich die Leute nennen, und bin gekommen dich den Habichtsklauen des Junkers zu entreißen.

Röschen. O weiche! (bebend) Weiche von mir! Du bist kein guter Geist.

Hüttchen. Ich bin Hüttchen, dein Freund.

Röschen. Ich verlange deinen Beistand nicht.

Hüttchen. Der Junker ist ein böser Gesell. Er wird dir armen Mädchen Gewalt anthun, und die Alte wird durch Zaubereien dir den Verstand verrücken. — Folge, und überlaß dich mir, und deine Tugend ist gerettet. Wo nicht, so bist du verloren. — — Trink morgen ja keinen Wein wenn du noch hier bleiben willst. Die alte Hexe hat ihn so zubereitet, daß du dem Wollüstling nicht wiederstehen kannst.

kanst. Willst du aber dem allen entgehen, so komm mit mir.

Röschen. Wohin willst du mich führen?

Hüttchen. In meine Wohnung, wo ich dich pflegen und schützen will.

Röschen. Warum willst du mich nicht zu meinen Eltern führen, wenn du es redlich mit mir meinst?

Hüttchen. Ach Röschen! höre mich an. Ich bin verschiedener Vergehungen wegen gegen meinen Oberherrn auf diese Welt gebannt worden. Du kannst mich erlösen, wenn du mit mir gehen und mich bewachen willst wenn ich schlafe. Sonst wird meines Umherwallens kein Ende. Gute Jungfrau! reines Mädchen! komm mit mir und erzeige mir den Dienst, wofür ich gewiß sehr dankbar seyn werde, wenn die Probezeit vorüber ist.

Röschen. Nein, Nein! das kann ich nicht.

Hüttchen. (empfindlich) Du bist sehr wunderlich! — Bleib, bleib hier und erfahre wie es dir gehen wird.

Röschen. Wenn du mir helfen, wenn du mich retten willst, warum eilst du nicht nach Weimar, meinen Eltern, dem Grafen zu sagen, wo ich bin, und wie es mir geht?

Hüttchen. Das würde ich wohl, und gerne thun, wenn es nur etwas helfen könnte. Aber deines Grafen Macht reicht nicht hin dich zu retten. Diese Burg ist verzaubert mit allen, was drinn und dran ist. Der Junker hat sich dem Fürsten der Finsterniß auf 27. Jahr verschrieben. Erst zwei Jahre sind davon vergangen, und binnen dieser Zeit ist ihm und seiner Burg von Menschen nichts anzuhaben. Nur ein Geist kann dich retten; und der bin ich. Willst du mir folgen, so besinne dich nicht lange. — Ich verlange ja so wenig von dir und will dich beschützen und bewahren wie meine eigene Tochter.

Röschen. Ach! — Du könntest mich betrügen!

Hüttchen. Wenn du das glaubst so habe ich dir weiter nichts zu sagen. — Sieh zu, wie dirs ergehen wird. — Heute nenne ich

dich

dich zum letztenmal Jungfrau, und hernach, kann ich dich und deine Dienste auch nicht brauchen.

Röschen. Wehe mir! was soll ich beginnen?

Hüttchen. Mir, folgen.

Röschen. Ach! wie kann ich dir trauen?

Hüttchen. So traue dem Junker und der alten Sibilla die dein Verderben beschlossen haben. Er wird seine Begierden befriedigen, und sie wird dich nach und nach ihrem Teufels Gespons dem häßlichen Bockfuß Peterling überliefern. Mit solchen Opfern fristet sie ihr Leben und bringt ihrem Peterling deren so viele mit Leib und Seele dar, als sie ihrer nur habhaft werden kann.

Röschen. Habe ich denn keine Bedenkzeit?

Hüttchen. Ich wollte dir wohl welche geben, aber die Gefahr ist vor der Thür. Du hast das schreckliche Morgen selbst aus des Junkers Mund gehört.

Röschen. Meinst du es wirklich gut mit mir, so gieb mir Bedenkzeit.

Hüttchen. Nun gut! — Ich will sehen was zu thun ist. Ich will den Junker auf mancherlei Art mit Blendwerken täuschen und will zusehen, ob ich ihn auf ein paar Tage von seinem Vorhaben abhalten kann. Aber ich kann dir nichts Gewisses versprechen. Glückt's, so ist's gut, glückt's nicht — — Du siehst, wie viel mir an deiner Rettung gelegen ist. — Solltest du aber in die höchste Noth kommen, so rufe nur: Hüttchen! mein Hüttchen! und ich komme, und rette dich. — Das vergiß nicht und leb wohl!

Klatschend wie mit Taubenflügeln, gieng's zum Fenster hinaus, und das weiße Männchen war verschwunden,

---

Der Morgen brach an. Die alte Sibilla stellte sich frühzeitig in Röschens Kammer ein. Sie brachte ihr schöne Kleider und eine goldene Kette:

„Das

„Das alles schickt dir der gute Junker!“ — sagte sie, und legte aus.

Röschen antwortete ihr nicht.

Sibilla. Nun, zarte Docke! kannst du nicht reden? — Was ist das? — Siehst du nicht? hörst du nicht? Sieh doch die schönen Sachen! Hast du kein Weiberherz?

Röschen. Fort! fort von mir! Ich mag nichts sehen; ich mag nichts hören. Diesen Plunder verlange ich nicht.

Sibilla. Ei, wie schnippisch! — Das soll sich geben, empfindliches Täubchen! Das soll sich gewiß geben? — Heute ist dein Brauttag. Du sollst dich schmücken und putzen. Das wird der Junker gern sehen. Du mußt dich darein schicken. Du mußt vernünftig werden. All dein Weigern, hilft dir gár nichts. Wir singen dir heute noch den Brautreihen. (singt mit gräßlicher Stimme.)

Wenn's Bulchen kömmt
das Liebchen nimmt
in seine Arme fein,
da singen wir

wohl ihm und dir
den schönen Reih'n.

Röschen. O schweig! o schweig! — Geh! geh mir aus den Augen, alte, ehrvergessene Kupplerin! Fort! fort, du Ungeheuer! und laß mich allein.

Sibilla. (höhnisch) O du sittiges *) Liebchen! wie kannst du doch so zornig werden? (lacht laut auf) Du bist mir, traun! sehr freysam. **) — Aber ich sage dir, es hilft dir dein Toben und Pochen alles nichts. Deine Freudenstunde naht sich, und du wirst dich in des Junkers Armen recht wohl befinden. Du sollst mir's wieder sagen.

Röschen. O du abgefeimter Wunderfrevel! ***)

Die Alte stemmte die Arme in die Seite und wollte eben antworten, als der Junker in die Kammer trat.

Heinrich,

*) Sittig, — sittsam.

**) Freysam, — schrecklich; fürchterlich.

***) Wunderfrevel, — ein arglistiges, lasterhaftes Menschenstück; Mann oder Weib.

Heinrich. Was giebt's hier für Zwist?

Sibilla. Sie schimpft das Wunderbild! auf Euch und mich.

Heinrich. Die Laune besteht sie! *) Sie soll bald beschäftiget werden.

Sibilla. Sie will die Kleider nicht anlegen.

Heinrich. Das kann sie halten, wie sie will.

Sibilla. 's ist gar ein arger Trotzkopf, das Ding!

Heinrich. Je mehr sie trotzt und schmollt, je lieber werde ich siegen. — Es ist doch alles bereit?

Sibilla. Alles.

Heinrich. Röschen! sprichst du kein Wort?

Röschen. Ich verachte dich und deine alte Kupplerin!

Sibilla. Da hört Ihr's selbst!

*) d. h. Sie hat Langeweile.

Heinrich. Was macht dich so trotzig? — Glaubst du mir entgehen zu können?

Röschen. Das glaube ich.

Sibilla. (lacht laut auf) Was sie nicht glaubt, das stolze Ding!

Heinrich. (lächelnd) Du irrst dich. — Mir, entgeht man nicht so leicht, wie einem überlästigen Beckenknechte.

Wolf. (tritt ein) Junker!

Heinrich. Was giebt's? Unglücks Krähe!

Wolf. Im Forste ist großer Spuk.

Heinrich. In meinem Forste?

Wolf. Hörner, Rüdengebell, Steuber-geheul, und Jagdlärm.

Heinrich. Wer untersteht sich in meinem Forste zu jagen? — Laß satteln und aufsitzen; ich muß sehen, was es giebt.

Wolf. (geht) Wohl!

Heinrich. (zu Sibillen) Dein Peterling wird sich doch nicht unterstehen —?

Sibilla. Ich dachte gar! Vielleicht ist's der Oberringer Junkherr, der ohnehin immer Händel an Euch sucht.

Heinrich. Er mag kommen! — Ich will hinaus, und will ihm das Forstrecht hinter die Ohren reiben, daß er an mich denken soll.

Wolf. (kömmt zurück) Junker!

Heinrich. Noch etwas?

Wolf. Ja! noch etwas. — Es lassen sich Reisige vor der Veste sehen. Sie schwärmen und toben mit großem Geschrei umher, wie das wilde Heer.

Heinrich. (aufgebracht) Laß sie anblasen. Laß sie fragen: wer sie sind, und was sie wollen?

Wolf. Sie sind gefragt worden. Statt der Antwort, haben sie laut aufgelacht, und haben Hurrah! hurrah! geschrieen.

Heinrich. (betroffen) Sibilla! was ist das?

Sibilla. Ich will mein Kristall fragen. *)
Heinrich. Ich will hinaus!

Wolf.

*) Diese von Hexen und Zauberern getriebene Kunst, wurde Crystallomantia genannt. Die Definition dieser Crystallomantia bei den Schriftstellern welche über diese Künste geschrieben haben, ist sich ziemlich gleich. Ich will zur Probe, deren dreie anführen. — Waldschmidt — in seiner Pythonissa Endorea, d. i. acht und zwanzig Hexen- und Gespensterpredigten. Frankf. 1660. (S. 100.) sagt: „Chrystallomantia, die Crystallenwarsagung, ist, da der Teuffel jhnen solche sachen, die sie verlangt haben zu wissen, in Crystallen geweißen, oder sich selbst hineinbannen lassen, vnnd jhnen daraus Red und Antwort gegeben.“ — Gödelmann — von Zäuberern, Hexen vnd Beholden ꝛc. Frkf. 1606. (S. 46.) — sagt: „Dieß Theyl der Weissagung nennen die alten Krystallomantiam, welch auff zubereyten, gescheidenen vnd polierten Krystallen, die auch wohl vom Teuffel besessen und eyngenommen, durch gebildete oder entworffene Zeichen vnd Figuren oder Bilder der geschehenen Dingen, oder nach welchen gefragt wardt, gleich als Weissagendt, verkündiget.“ — In Weiers Buche de praestigiis Daemonum, heißt es: (S. 117.) „Crystallomantia, geschicht durch gehawene vnd ballierte Crystall, in welchen der Teuffel sein gulgefuhr (Gaukelspiel,) treibt, vnd durch entworffene Zeichen und figuren, weissaget.“

Wolf. Es ist gesattelt.

Heinrich. Alle meine Knechte sollen aufsitzen.

Damit stürmten alle dreie zur Thür hinaus, und liesen Röschen allein.

Kaum waren sie fort, als es am Fenster rauschte. Röschen blickte auf, und Hüttchen stand mitten in der Kammer. Er lächelte und strich seinen weißen Bart gar behäglich, wie einer zu thun pflegt, der sich einer ihm gelungenen Unternehmung freut.

Hüttchen. Merkst du wohl, daß ich Wort halte? — Das Jagen im Forste, die Reisigen vor dem Schlosse, alles ist nur Gaukelspiel von mir, den Junker von dir hinweg zu ziehen. Aber lange kann's nicht dauern, so wird er das Blendwerk erkennen, ablassen und wiederkehren. Ruft die alte Sibilla ihren Peterling, so muß ich wohl weichen. Besinne dich nicht lange mehr, und geh mit mir.

Röschen. Ach! es kömmt mir so schwer an!

Hüttchen. Sie haben dir's ja mit trockenen Worten gesagt, wie du behandelt werden sollst. — Bist du noch unentschlossen? — Still! die Alte sieht in's Kristall. Sie darf mich nicht bei dir sehen. — O weh! sie hat mich schon gesehen. Besinne dich nicht lange mehr, sonst kann ich dir hernach nicht helfen.

Röschen. Ach!

Hüttchen. Leb wohl! — Ich komme wieder.

Er war kaum verschwunden, als die Alte schon herein keuchte.

Sibilla. Wer war bei dir? — Mädchen! rede! Wer war so eben bei dir?

Röschen. Der Junker, und du altes Thier.

Sibilla. Rede nicht so frech! — Wer war jetzt bei dir, als wir nicht hier waren?

Röschen. Ich habe keinen Menschen gesehen.

Sibilla. Ein weises Männchen war bei dir. Ich habe es wohl in meinem Kristall gesehen.

Röschen. Ich habe nichts gesehen.

Sibilla. Du läugnest noch? — Warte! das soll der Junker gleich erfahren. — Wir wollen dich schon zum Sprechen bringen! Deinen Gesellschafter wollen wir kennen lernen, böses, arglistiges Ding!

Röschen. Kennst du die guten Engel?

Sibilla. Paperlapap! Gute Engel kommen nicht hieher.

Röschen. Nun, so wüßte ich nicht, wer hier gewesen seyn könnte. Ich habe auch nichts gesehen. Du willst mich nur quälen.

Sibilla. Ei, so verstelle dich, du Unfug! Ich lasse mir nichts vorlaleyen;*) ich weiß, was ich gesehen habe. Ein Kobold ist bey dir gewesen. Ja, ein Kobold **) war's! Ich

 habe

*) Laleyen, — erzählen.

**) „Aber die zahmen und geschlachten (gütigen, höflichen,) Geister heißen die Teutschen, wie auch die

habe ihn gesehen. — Was wollte er von dir?

Röschen. Ich weiß von nichts.

Sibilla. Hat er dir Schutz versprochen? — Glaubst du ihm?

Röschen. Ich habe weder etwas gesehen, noch gehört. — Laß mich in Ruh!

Sibilla. Bekenne, oder du wirst mit Ruthen gestrichen.

Röschen. Das kannst du thun, wenn du deine Augen nicht achtest.

Sibilla. Ach! mit dir will ich bald fertig werden. (sie ergreift eine Ruthe) Ich will dir —

Röschen. Nahe dich mir nicht, (ergreift ein Messer) oder du bist des Todes!

Sibilla. (zieht sich zurück) Wirklich? (grinsend) So muthig bist du?

Rös=

die Griechen Cobalos, (Kobolde, darum daß sie den Menschen alle Ding wollen nachthun ꝛc." S. Weier de praestig. Daemonum, p. 64.

Röschen. Das sollst du erfahren. Nahe dich mir nur alte Gabelträgerin! *)

Sibilla. Der Junker soll alles wissen!

Röschen. Meinst du: ich fürchte Euch?

Sibilla. Aha! Der Kobold macht dich trotzig. Aber, nur ruhig! er soll bald aus der Burg seyn.

Sie brummte fort und schlug die Thür heftig hinter sich zu.

Alsobald war Hüttchen wieder in der Kammer.

Hüttchen. Röschen! du hast gehört, was die Alte gesagt hat. — Beraube dich nicht selbst meines Schutzes, folge mir, und höre auf mich.

Rös=

*) Einer von den Namen welche man den Hexen gab. Man nennte sie auch noch: Giftköchinnen, Mantelfahrerinnen, Bockreuterinnen, Wettermacherinnen, Nachthosen, Nebelhexen, Zauberschen, Galsterweiber, Milchdiebinnen, Gabelreuterinnen, Besenritterinnen, Schmiervögel, Schmalzflügel, rc. rc. S. Melch. Goldast Rechtliches Bedenken von Confiscation der Zauberer und Hexen Güther rc. Bremen. 1661. S. 76.

Röschen. Ach! — Sag mir nur, wohin du mich führen willst, und was ich thun soll?

Hüttchen. (froh) Tief im Eydersburger Forste ist meine Wohnung in einem Hügel. D'rinne habe ich viele schöne Kammern und Betten. Dorthin führe ich dich. An Speiße und Trank, an Kleidern und Putz soll dir's niemals fehlen. Am Tage spatziere ich mit dir herum, wenn du willst, und des Nachts wachst du bei mir, wenn ich schlafe. Wenn ich schlafe kömmt das Runweiblein geschlichen, mich zu erwürgen und mir meinen Zaubergürtel zu nehmen. Wacht aber eine reine Jungfrau bei mir, so mag sie das nicht thun. Die Furcht läßt mich nicht ruhig schlafen. Wenn du aber bei mir bist, so kann ich ruhen.

Röschen. Und wie lange soll das dauern?

Hüttchen. Leb wohl! die Alte kömmt.

Er eilte davon, und Sibilla riß die Thür auf.

Sibilla. Nun? habe ich etwa wieder nicht recht gesehen? — Er war da. Er war wieder da! — Mein Kristall trügt nicht.

Röschen. Du selbst aber lügst.

Sibilla. O du abscheuliches Ding! du elende Kobolds Bulin!

Röschen. Schweig, oder ich werfe dir das Messer in den Leib!

Sibilla. Seht doch, wie patzig! — Nun, gut, wir wollen sehen, was daraus entstehen soll. Kömmt nur der Junker heim. Der Kobold soll bald aus dem Schlosse getrieben seyn. Ich habe auch einen guten Freund der gleich da seyn soll. Und der fragt nach zwanzig solchen elenden Koboldеn nichts. — Dachte ich doch, wie sittsam die Dirne wär! und siehe da, sie liebäugelt mit einem Koboldchen. Ei, über das allerliebste Röschen!

Röschen. Sprich was du willst, mich trift nichts von allen deinen Hohnreden. Ich bin ein ehrliches Mädchen.

Sibilla. Es ist gut, daß du es selbst sagst! Ich glaube dir's aber doch nicht. — Ach, du armer Junker!

Röschen. Er soll mich gehen lassen.

Sibilla. Nein, nein! so wohlfeil entkömmst du nicht.

Die Alte gieng fort, und unser armes, geplagtes Röschen blieb sinnend und nachdenkend, weinend und klagend wieder allein.

Gegen Mittag kam der Junker zurück und fluchte über das Blendwerk das ihn geneckt hatte. Sibilla erzählte ihm was sie wußte. — Sie stürmten beide in Röschens Kammer, — und fanden ein leeres Nest. Röschen war nicht mehr da.

„Der Kobold hat sie geholt!" — schrie die Alte.

Der Junker ergrimmte und schlug die Alte mit dem Blechhandschuh so kräftig hinter die Ohren, daß sie sogleich zu Boden stürzte. Die Alte heulte und schrie; der Junker lärmte und tobte im Schlosse herum, wie ein Besessener. Was ihm vors Gesicht kam schlug er nieder. Er zerschlug Tische und Bänke mit lautem Ge-

schrei. — Sogleich saß er auf und flog in Begleitung einiger Knappen nach Weimar. — Die Alte setzte sich in ein Kräuterbad, und verwünschte den Junker und den Kobold. Ihr Tröster Peterling erschien erst spät, sie zu beruhigen.

Aber wohin war denn Röschen gekommen? Hatte Hüttchen sie abgeholt, und war sie ihm gefolgt?

Nein.

Und doch war sie verschwunden?

Wir werden hören wie das zugieng.

Röschen lag weinend auf dem Bette, als die Thür ihrer Kammer aufgieng. Ein ziemlich betagtes Mütterchen trat herein, nickte ihr freundlich zu, redete sie an, und sprach:

„Schön Röschen! du dauerst mich. — Ich bin eine arme alte Schloßmagd, und komme dich zu retten. Ich führe dich durch einen unterirrdischen, heimlichen Gang aus dem

Schlos=

Schlosse; komm und folge mir, denn die Zeit ist kostbar."

Röschen bedachte sich nicht lange, sie sprang auf, dankte der Alten tausendmal, und folgte ihr nach.

Unbemerkt kamen sie die Treppe hinunter, und in den Schloshof. — Auch hier war kein Mensch zu sehen. — Sie giengen durch einen Platz, der ringsumher mit Walde umkränzt war.

„Was thun wir nun?" — fragte Röschen.

„Du thust nun, — antwortete die Alte; — was ich haben will, denn nun bist du in meiner Gewalt."

Röschen. Was sprichst du?

Runa. Ich bin Runa, die Raufrau, das Runweiblein, wie dein Hüttchen mich genannt hat. — Du ziehst nun mit mir. Ich führe dich dahin, wo mehrere Jungfrauen schon sitzen die Hüttchen überreden wollte seine Wächterinnen zu werden. Noch ist's ihm nicht gelungen seinen Entzweck zu erreichen, denn immer komme

me ich noch zeitig genug dahinter und entführe die Mädchen, wenn sie sich eben entschließen wollen, seinen Bitten nachzugeben.

Röschen. Ach! ich Unglückliche! Gieb mich frei.

Runa. Das kann vorjetzt noch nicht seyn. Runa weiß, was sie zu thun hat.

Runa hin! Runa her!
Ueber Land, über Meer,
Husch werf ich meinen Mantel hin,
Damit ich bald zu Hause bin!

Der Mantel flog ausgebreitet auf die Erde. Runa zog Röschen auf die Erde, warf ihr die Hälfte des Mantels über den Kopf, und flog mit ihr durch die Luft davon.

Unten stand Hüttchen und schrie:

„Röschen! Ach Röschen! wärst du doch gleich mit mir gegangen. Nun, sehen wir uns nicht wieder.“

Mit Vogelschnelle gieng's durch die Luft, und auf dem Runenberge ließ das Mandelfuhr-

werk sich nieder. Der Berg öfnete sich, sie stiegen hinab, und kamen durch Nacht und Dunkel auf einen grünen Anger. Von hier tönten ihnen viele liebliche Mädchen Stimmen entgegen, die sangen:

Im Maien, im Maien
ist's lieblich und fein
da singet im Freien
so manch Vögelein,
Da gucken die Blümchen
Die Blüten hervor
Da duften die Blümchen
Da letzt sich das Ohr.
Im Maien, im Maien
ist's lieblich und fein!

„Hörst du — sagte Runa; — wie lustig meine Mädchen sind?"

Röschen blickte mit rothgeweinten Augen in die Ferne und sahe der Mädchen viele unter schönen neubegrünten Bäumen sitzen, die dreh- ten die Kunkel gar zierlich, die Spindeln tanz- ten ins Gras und zogen schöne seidene Faden.

„Sieh! fuhr die Alte fort; — diese zwan- zig die du hier sitzen siehst, warten alle auf

die Drei und zwanzigste; dann sind sie frei, und mögen gehen, wohin sie wollen. Bis dahin, sind sie lustig und froh, und werden sich freuen, in dir die Ein und Zwanzigste zu sehen. Du siehst hier durcheinander Adeliche Jungfrauen, Bürgermädchen und Bäuerinnen, wie sie Hüttchen nach und nach zu erflehen gedachte. Erfleht er einmal eine zu seiner Wächterin, ohne daß ich dahinter komme und es verhindern kann, so habe ich mit ihm und seinem Mädchen so viel zu thun, daß ich diese Mädchen alle muß ziehen lassen, wohin sie wollen, ohne daß ich ihre Anzahl erfüllen kann. Es ist freylich manche unter den Mädchen die schon sehr alt ist, aber sie merken nicht wie schnell die Jahre verfliegen, und so lange sie hier, auf diesem Anger sitzen, sieht man ihnen ihr Alter nicht an. Dafür sorge ich schon. Köstliche Kräuterbrühen, Bäder und Getränke thun das, was ich für sie thun will, damit sie ihr Jugendansehen behalten. Sie meinen alle kaum zwei, bis drei Jahr hier zu seyn; denn hier ist ewiger Mai. Manche darunter zählt aber schon ihre Funfzig und Sechzig Jährchen. Ja! es

währet lange, bis ich die Drei und Zwanzig beisammen habe. Seit mehr als hundert Jahren, ist es erst Einmal geschehen. Du bist aber die Ein und Zwanzigste und kannst auf baldiges Wiedersehen der Deinigen hoffen."

Röschen schlug weinend die Blicke zur Erde.

Runa nahm sie bei der Hand und führte sie in den Mädchenkreis.

„Die Ein und Zwanzigste! die Ein und Zwanzigste! — schrieen die Mädchen alle, wie aus einem Munde. — Viel Glück und Heil zur Runenfahrt!"

Hierauf schlossen sie einen Kreis um Röschen, und um die Alte, tanzten und sangen:

Eia ah! Eia ah!
Mutter Runa wieder da!
Ein und Zwanzig an der Zahl
überall! überall!
in dem Thal,
in dem schönen grünen Thal,
schlägt so schön die Nachtigall,
murmelt über Kiesel hell
rein und sanft der Silberquell.

tanzen wir im Blumenklee,
weiß wie Schnee,
roth wie Blut.
Mutter Runa ist gar gut.
Ein und Zwanzig an der Zahl!
Ueberall!
Nachtigall!
Bald verlassen wir das Thal!

Röschen bekam, wie die andern Mädchen, Kunkel und Spindel und drehte zarte Faden. Mutter Runa saß mitten unter den Mädchen und predigte ihnen vor.

„Kinder! — sagte sie; — seyd fein fleißig und wenn ihr ausruhen wollt, so freut euch des schönen Maien und der Holderblüte. Dies ist der Weiber Wonnemond,*) und die Welt freut sich seines Zauberwaltens. — Da fangen

*) Wie die alten Monats=Verse sagen:
Maius habet teneris pergrata puellis.
Oder, wie es auch heißt:
Tempore quo pandit flores Sambucus odores,
In venerem cupido foemina corde ruit.

des Morgens, meine schönen Docken auf den Maienthau*) mir so dienlich und ersprießlich für meine kostbaren Tränke und Salben; dabei sind sie lustig und fröhlich, singen ein schönes, schönes Maienliedlein und freuen sich des Lebens. Da suchen sie mir ferner Maienwurtz,**) und fangen junge Schwalben, damit ich Schwalbensteine ***) bekomme."

Die

*) Nicht allein Hexen und Zauberern war der Maienthau ein sehr heilsames Ingredienz zu ihren Tränken, Salben 2c. und es wurde derselbe, wie schon Plinius sagt, besonders zu sogenannten Liebestränken gebraucht, sondern man meinte auch — noch zu Anfange dieses Jahrhunderts sogar, und wer weiß, ob nicht auch noch hie und da, noch jetzt! — Der Meienthau gebe die sogenannte Universal-Medicin. Da das aber nicht hieher gehört, so mag ich darüber nicht weitläuftig werden.

**) Radix Majana; auch Squamaria, Schuppenkraut genennt. Prätorius führt Pappens Kräuterbuch, S. 403. an.

***) Der Schwalbenstein, (chelidonium,) ist vermuthlich ein negromantisches Unding. Er soll in dem Magen der jungen Schwalben gefunden werden die die Erde noch nicht berührt haben. Die Zauberer haben's den Suchern nicht umsonst schwer

gemacht

LB Coburg

Die Mädchen sangen und waren fröhlich; aber Röschen konnte nicht in ihren Ton stimmen. Deshalb waren ihre Gespielinnen mit ihr auch nicht recht zufrieden. Sie aber weinte im Stillen vor sich, uud sehnte sich heim zu ihren lieben Eltern.

Eines Tages nahm die alte Runa unser Röschen bei der Hand. Sie schien etwas mit ihr abzumachen zu haben, und nahm ein sehr bedenkliches Gesicht an.

„Du bist immer so traurig, — sagte sie; — und das will mir gar nicht gefallen, denn ich kann die traurigen Gesichter nicht leiden. Ich merke wohl was dir fehlt. Ich will dich heilen von deiner Traurigkeit.“

Damit enthüllte sie einen verdeckten Spiegel und hies sie hinein sehen.

gemacht. Prätorius führt an Schnurrs Calend. Oecon. p. 177. Vielleicht war das ganze Buch eine Schnurre!

Sie sah hinein, und sah in demselben den Sänger Wildehold mit Gretchen auf einem Sessel sitzen. Beide liebkoseten einander gar zärtlich und herzten und drückten sich sehr.

Sie schrie laut auf und hielt beide Hände vor die Augen.

„Siehst du, — sagte Frau Runa; — so treibts der Herr! Vergiß ihn und sey fröhlich, denn die Männer taugen alle nicht viel. Wohl aus den Augen, wohl aus dem Sinn! das ist ihr Wahlspruch.“

— „Ists möglich?“ — seufzte Röschen.

„Mein Spiegel trügt nicht,*) — antwortete Frau Runa gelassen.

Röschen. Warum bringt Ihr aber auch den Sänger daher?

Runa

*) Catoptromantia wird diese Kunst genannt, „durch welche — sagt Gödelmann, (S. 49.) — man aus wohl polirten Spiegeln weissaget, in welchen vom Teufel im Glantz gezeiget werden, gemachte Bildniß, deren Dingen, darüber man fragt.“

Runa. (lachend) Weil ich weiß, daß du ihm recht sehr gut warst. — Nun, wird's aber wohl aus seyn?

Röschen. Wenn ich betrübt bin, denke ich nur an meine guten Eltern.

Runa. Willst du sie sehen?

Röschen. Meine Mutter?

Runa. Deine Mutter? (fährt mit der flachen Hand über den Spiegel und murmelt einige Worte) Sieh in den Spiegel.

Röschen drehte sich herum, warf einen Blick in den Spiegel und schrie laut auf.

Runa. Was ist dir?

Röschen. Ach meine Mutter!

Runa. Was siehst du?

Röschen. Ist es möglich?

Runa. (sieht in den Spiegel) Deine Mutter im Sarge? — Ja, sie ist tod.

Röschen. Tod? — Ach meine gute Mutter!

Runa. Ihr seyd alle sterbliche Menschen. Deiner Mutter Stündlein kam, und sie starb.

Röschen. Und mein Vater?

Runa. Den willst du auch sehen?

Röschen. Ach ja!

Die Alte fuhr wieder mit der Hand über den Spiegel, Röschen blickte hinein, und trat betroffen zurück.

Röschen. Wie?

Runa. Was siehst du?

Röschen. Meinen Vater im Sonntags-rocke. Neben ihm steht meine Freundin Gretchen. Beide halten Ringe in den Händen.

Runa. Nun, ja doch! Gretchen wird deines Vaters Frau, deine Stiefmutter.

Röschen. Ach Gott! ist denn meine Mutter schon so lange tod? Bin ich denn schon so lange hier?

Runa. Monate verfliehen bei mir, wie Tage. Das habe ich dir ja schon gesagt, liebes Kind!

Röschen. Und Gretchen meine Stiefmutter? Meines Vaters Frau? Sie, die ich erst vorhin mit Wildehold liebeln sah?

Runa. Was thut das? — Wildehold liebelt wohl hie und da, und allenthalben. — Wenn er nach Querfurth geht, grämt sich Gretchen, und nimmt deinen Vater zum Manne. Das geht alles ganz natürlich zu. — Willst du sie sprechen hören?

Röschen. Ach nein!

Runa. Gretchen meint, du seyst davon gelaufen. — Man sagt in Weimar gar mancherlei das nicht wahr ist. Ueber dich geht's jetzt stark her. Sie erdichten viele sonderbare Gerüchte über dein Verschwinden. — Dein Vater ist schwach. Die Liebe fährt in sein altes Herz. Es ist schlimm wenn ein Alter verliebt wird. Er glaubt alles von dir. — Der Schmidt Arnold hat viele Kinder. Dein Vater ist wohlhabend, du bist verloren gegangen, und Gretchen, ist versorgt.

Röschen. O sage mir: wie lange bin ich nun schon vom Hause weg?

Runa. Siebenzehn Monate.

Röschen. Ach: und wenn ich endlich einmal wieder dahin zurückkehren darf? —

Runa. Dir geschieht — wie dir geschehen soll. Jetzt, geh an die Arbeit; ich habe eine Fahrt vor.

Traurig schlich Röschen auf den Anger hinaus, und die Alte verschwand.

Die Mädchen hüpften und tanzten fröhlich umher, aber Röschen setzte sich weinend unter einen Baum. Die Mädchen sangen das fröhliche Maienlied, aber Röschen trübte mit ihren Thränen die helle Quelle. — Auf einmal erblickte sie ein goldenes Ringelein im Grase. Sie griff zu, nahm es, und steckte es an den Finger.

Schnell, wie im Wirbelwind fühlte sie sich von der Erde erhoben. Sturm und Donner braußten, schwarze Wolken schwammen um sie herum, und über den Wolken schwebte in Lichtgestalt ein schönes, weißgekleidetes Knäblein. Er winkte mit einem Blütenzweige den er in der rechten Hand trug, und Sturm und Donner verstummten, die schwarzen Wolken zerflossen in Nebel, und Röschen sas auf dem

blauen Aether fest, wie auf einem breternen Fusboden.

„Da bin ich — begann das Knäblein; — schönes Fräulein! Sag an, was verlangst du von mir?“

„Wer bist du?“ — stammelte Röschen.

Ethro. Ich bin Ethro der Luftgeist, über den du zu gebieten hast durch den Ring, den du am Finger trägst.

Röschen. Führe mich fort aus dem Runenberge.

Ethro. (winkt mit dem Zweige) Fühlst du etwas?

Röschen. Ein leises Lüftchen spielt um meine Schläfe.

Ethro. Sanft geht mein Wagen, schnell ist mein Fuhrwerk. — Schon sind wir aus dem Runenberge und schweben in freier Luft. — Wo willst du dich niederlassen?

Röschen spielte an dem Fingerringelein herum, es fiel ihr in den Schooß. Schnell griff Ethro zu, nahm den Ring und ver-

schwand. Röschen schrie laut auf, sie sank tief hinab, und fiel, doch nicht gar unsanft, auf einem grünen Platz nieder.

Zitternd am ganzen Leibe, sah sie sich allenthalben um, und wußte nicht wo sie war.

Fernher tönte Hufschlag in ihre Ohren der immer näher kam. Sie bebte, und wußte nicht was sie beginnen sollte.

Da schnoberten brummend ein paar Steuber herbei, und bald darauf sah sie einen jungen, wohlgebildeten Mann der mit einem kleinen Gefolge von der Jagd zu kommen schien.

Er erblickte sie, hielt sein Roß an, rufte den Hunden zu, und fragte:

„Schöne Maid, woher?“

„Ach edler Herr! — antwortete Röschen; — Sagt mir doch wo ich bin?“

„Wo du bist? Bist du nicht aus diesem Lande?“

„Wohl

„Wohl schwerlich! — die stolzen Thürme jener schönen Stadt, habe ich noch nie gesehen.“

„Das sind die Thürme von Mainz.“

„Ach Gott! Mainz liegt wohl nicht in Thüringen?“

„Nein. — Wo kömmst du her?“

„Meine Vaterstadt heißt Weimar.“

„Aha! Ich habe einen Vetter der war bei dem Grafen zu Weimar. Es soll dort viel schönes Blut geben. — Wenn alle Jungfrauen zu Weimar dir gleichen, so muß die Stadt von Engeln bewohnt seyn. — Aber wie kömmst du hieher?“

„Das weiß ich selbst kaum.“

„Sonderbar! — Eine Landstürzerin scheinst du mir doch auch nicht zu seyn?“

„Ich bin durch Zauberei den Meinigen entrissen und ich weiß nicht warum, hieher gebracht worden.“

„Ich beklage dich! — Willst du mir auf meine Burg folgen, so wollen wir dort auf

Mittel und Wege sinnen, dich wieder zu den Deinigen zu bringen."

Dieses Anerbieten nahm Röschen an. — Ein Knappe stieg von seinem Rosse. Das Roß nahm Röschen auf, und der Zug gieng langsam auf des Junkers Burg zu.

Wolfrad, — so hies der Junker; — lies seinem schönen Gaste sogleich ein Zimmer einräumen, gab ihr eine ehrbare Frau, seine ehemalige Amme, zur Aufwartung, und hies sie wohlgemuthet und unbesorgt seyn. Auch kam der Schloßkaplan, P. Leo, ein alter wackerer Mann zu ihr, nnd sprach ihr Trost und frohen Muth ein.

Bei Tische theilte Röschen ihre Geschichte mit, und erregte Theilnahme und Erstaunen bei den Zuhörern.

P. Leo. Kind! danke dem Himmel und seinen Heiligen, daß du den Klauen des Satans so wohlfeil entronnen bist!

Wolfrad.

Wolfrad. Ja wohl, Jungfrau! Ihr könnt dessen herzlich froh seyn.

Röschen. Ich bin es auch.

Wolfrad. Herr Kaplan! schreibt doch einen Bericht auf, ich will ihn mit einem reutenden Bothen nach Weimar an den Grafen senden. —

P. Leo. Das soll geschehen.

Wolfrad. Und wenn die Jungfrau harren will bis ich vom Turnier zu Würzburg zurückkomme, will ich sie wohl geleiten nach Weimar, wenn — mir meine Braut das erlaubt.

P. Leo. (lächelnd) Schwerlich! — Ich dächte auch — wenn es der Jungfrau nichts verschlägt, es könnte wohl nicht übel gethan seyn, wenn sie etwa bis dahin, in ein Nonnenkloster —

Wolfrad. (einfallend) Sie ist hier, auf meiner Burg, eben so sicher.

P. Leo. Wenn aber etwa Euere Braut —

Wolfrad. Sie soll alles erfahren. — Das Mägdlein bleibt unter der Aufsicht meiner

ner Amme, bis sie abgeholt, oder heimgeleitet wird.

P. Leo. Wie es Euch und ihr beliebt! Den Bericht will ich aufsetzen.

Wolfrad. Vorher aber, thätet Ihr mir wohl den Gefallen, und rittet hinüber zu meiner Braut, und sagtet ihr —

P. Leo. Würde sich das für Euch, nicht besser, als für mich schicken?

Wolfrad. Auch wahr!

Röschen. Ich werde doch bald heimkehren dürfen?

Wolfrad. Warum nicht? — Sobald die Antwort von dem Grafen kömmt, wenn du nicht auf mein Selbstgeleit warten willst. — Oder — Hast du denn schon ein Turnier gesehen?

Röschen. Noch nie.

Wolfrad. Wenn du mit nach Würzburg ziehen willst —

Röschen. Das würde sich wohl nicht schicken.

Wolfrad. Je nun! warum denn nicht?

Ein Knappe. (tritt ein) Ein reisender Sänger ist eingezogen.

Wolfrad. Er soll mir willkommen seyn. Laß ihn eintreten. Er wird gen Würzburg ziehen. Er soll uns etwas vorsingen.

Der Knappe gieng. Der Sänger trat ein. — Röschen sah sich um.

„Wildehold!" — schrie sie laut auf und fuhr heftig zusammen.

Wildehold. Röschen! Schönes Röschen! darf ich meinen Augen trauen? Bist du es wirklich, oder ist es dein Geist?

Wolfrad. Ihr kennt Euch?

Wildehold. Von Weimar her, wo ich mit dem Edlen Herrn von Querfurth war, als er sich verheurathete. — Aber, Röschen hier zu finden? das gleicht wahrlich einem Traume!

Röschen. Und doch ist es wahr.

Wolfrad. Und Ihre Abentheuer die sie bestanden hat, sind wohl werth daß ihr Freund sie besingt.

Der Sänger lies einige Proben seiner Kunst hören, und der Junker war sehr wohl mit ihm zufrieden.

Nach der Tafel gieng Röschen auf ihr Zimmer, wohin ihr Wildeheld bald nachfolgte.

Sie fragte nach Gretchen. Er versicherte, seit seiner Abreise aus Weimar, nichts von ihr gehört zu haben. Darüber, kam's zur Unterhaltung.

Er. In der That! sie war sehr gutwillig das zärtliche Ding. — Aber Röschen! da Schicksal und Ungefähr uns hier zusammen führen, so könnten wir wohl nichts besseres thun, als wenn wir darauf unsere Rechnung machten.

Sie. Wie meint Ihr das?

Er. Je nun! ich meine — ich meine, wenn Röschen so etwa z. B. mich auf meinen Wanderungen begleiten wollte, und —

Sie. Als was sollte ich Euch denn begleiten?

Er. So — so etwa, als — als meine Vertraute —

Sie. Schämt Ihr Euch nicht? Ein lediges Mädchen sollte mit Euch in der Welt umherziehen?

Er. Ob Röschen nun auf den Burgen bei freundlichen Junkern als Vertraute lebt, oder ob —

Sie. Ich? — Als Vertraute bei Junkern? — Pfui! — Was denkt Ihr von mir?

Er. Daß Röschen klug ist, und daß —

Sie. Daß sie Euch verachten kann.

Er. Das Unglück!

Sie. Unglück oder nicht! — Es ist Wahrheit.

Er. Freilich kann ein reicher Junker dem armen Röschen —

Sie. Sogleich verlaßt mich!

Er. Wie? Zürnt die liebe Ebentheuererin?

Sie. Das bin ich nicht. Aber Ihr, seyd ein böser Mensch.

Die Amme kam, und Wildebold, gieng singend davon. — Röschen legte sich zu Bette, und machte sich krank.

Den folgenden Tag kam P. Leo zu ihr, und fragte nach ihrem Befinden.

P. Leo. Uebrigens, gute Maid! habe ich dir noch etwas zu sagen. — Der Sänger hat, scheint es, dem Junker mancherlei nicht allzuehrbare Dinge von dir in den Kopf gesetzt.

Röschen. Der böse Mensch!

P. Leo. Er hat dich, so ungefähr als eine Landstürzerin abgeschildert, und der Junker, scheint ihm zu glauben.

Röschen. Das soll er doch ja nicht thun!

P. Leo. Ich kann viel widerrathen, aber wenig hindern. — Der Junker ist gut. Aber er denkt von den Weibern ein wenig leicht. — Wer weiß, wozu er sich von dem Sänger über-

reden läßt; und — ich mag's überlegen wie ich will, so finde ich — wenn du wirklich ehrlich und rechtschaffen bist —

Röschen. Gewiß!

P. Leo. Ich finde nur zwei Wege für dich, dich zu retten.

Röschen. O! nennt sie mir.

P. Leo. Entweder, du gehst vor der Hand, in ein Nonnenkloster, oder du nimmst eine Pilgerkutte, und wanderst getrost über Frankfurt und Fuld deiner Vaterstadt zu.

Röschen. Ach ja! das letztere will ich thun. Steht mir nur bei.

P. Leo. Herzlich gern! — Morgen reutet der Junker zu seiner Braut und nimmt den Sänger mit. In drei Tagen kommen sie erst zurück. Da kannst du schon ein gutes Stückchen Weg zurückgelegt haben. — Es ist freilich für ein einfältiges, junges Mädchen ein Wagestück, indessen — Deine Tugend und Ehre zu retten —

Röschen. Ich walle! ich walle!

P. Leo. Nun gut! ich will dir eine Kutte besorgen, etwas Geld und eine Farbe, dein Gesicht unkenntlich zu machen. — Jetzt gieb dich zufrieden.

Röschen. Sagt, ich sey sehr krank.

P. Leo. Ja, ja!

Röschen. Und die Amme soll keinen Menschen, als Euch, zu mir lassen.

P. Leo. Nein, nein!

Was beschlossen war, wurde ausgeführt. Der gute Pater versah Röschen mit dem, was er ihr versprochen hatte, und sie trat, von seinem Segen begleitet, in Abwesenheit des Junkers ihre Wanderschaft an.

Schon war sie bis Frankfurt gekommen. Mit jedem Schritte bekam sie mehr Muth, und je mehr Städte und Dörfer sie zurücklegte, je mehr schien sie Kraft zu bekommen. Nur das Geld nahm ab, weil sie sich nicht getraute die Menschen um ein Almosen anzusprechen. —

Sie

Sie sann hin und her, wußte aber diesem Mangel auf keine andere Art vorzubeugen, und entschloß sich endlich, dreister zu werden und die Leute um einen Zehrpfennig anzusprechen. Dennoch hatte sie endlich ihr letztes Scherflein angegriffen, und doch hatte sie es noch nicht gewagt Almosen irgendwo zu fordern:

Einige Stunden vor Fuld gieng sie ängstlich auf eine Burg zu, wo sie ihr erstes Probestück machen wollte.

Sie nahte sich mit hochklopfendem Herzen der niedergelassenen Zugbrücke auf welcher sich einige muntere Knaben herumtummelten. Sie wollte, und konnte nicht sprechen. — Die Knaben bemerkten sie endlich.

„Sieh!" — rief der eine einem andern zu; — „ein Waller."

Röschen brachte endlich den gewöhnlichen Gruß mit bebender Stimme heraus.

„Willst du einen Zehrpfennig haben?" — fragte der eine Knabe.

„Ach ja! junges Herrlein;" — stammelte Röschen.

„Geh nur in's Schloß; — sagte der Knabe. — Die Mutter giebt dir etwas. Sie giebt den Armen gar gern.“

Röschen gieng in das Schloß.

Ein Troßbube schnautzte sie wild an. Sie fuhr zusammen und zitterte am ganzen Leibe.

Indem erscholl eine Stimme:

„Lutz! was hat dir der Waller gethan? — Nur näher!“

Es war die Frau des Schlosses die das sagte. — Sie trat an die Thür und winkte die Wallerin freundlich herbei.

„Woher?“ — fragte sie.

„Von Mainz;“ — war Röschens Antwort.

„Wohin zu?“

„Nach Thüringen in meine Heimat.“

„Nach Thüringen, Landsmann?“

„Frau Landsmännin! ich bin — ich bin ein armes, unglückliches Mägdchen.“

„Ein Mädchen? — Komm näher. Komm herein.“

Sie streckte ihr die Hand freundlich entgegen, und zog sie in das Schloß. Sie führte sie die Wendeltreppe hinauf in den Saal. Alsobald kam eine Magd herbei und brachte Wasser. Röschen wusch ihre Füße und wusch sich die Farbe vom Gesicht.

„Ei! wie schön du bist!“ — sagte die Edelfrau, sah sie liebreich an, und führte sie auf ihr Zimmer.

Röschen hatte ihr alle ihre Begebenheiten aufrichtig erzählt. Hedwig — so hies die Edelfrau; — hörte sie mit Erstaunen an, und sagte:

„Nein, gutes Kind! du sollst nicht so wie jetzt, fortwallen und dich so vielen neuen Gefahren preis geben. Ich will darüber mit meinem Manne sprechen. Wir müssen dich auf eine andere Art glücklich nach Hause bringen.“

Hedwigs Gemal, Ritter Hans Zwingenberg vernahm mit Erstaunen was ihm seine Frau von den Begebenheiten der fremden Wallerin erzählte und gelobte ihr, sie sicher heimgeleiten und nach Weimar bringen zu lassen. Hedwig führte sie zu ihm, und sie wiederholte ausführlich was die gute Frau ihrem Mann ganz kurz erzählt hatte.

Zwingenberg. Traun Mädchen! du hast in großer Verlegenheit gesteckt, dergleichen Gott von uns allen abwenden mag! — Ueber das Teufelsgezücht! der Eydersburger mag mir ein sauberer Zeisig seyn! die alte Hexe Sibilla muß verbraunt werden, und Hüttchen und Runa sind des Teufels leibhafte Geschwister. — Ruhe hier aus auf meiner Burg, und bleibe so lange hier, als es dir gefällt.

Röschen. Tausend Dank, edler Ritter, Gott wird's vergelten und euch segnen.

Zwingenberg. Ich bin nicht mächtig und nicht reich. Was ich aber habe, habe ich mit Recht und theile gern mit was mir Gott geschenkt hat. Ich habe viele Kinder. Sie werden

den nicht umkommen. Ich kann nicht wissen, wer meinen Kindern auch einmal Gutes thun wird. — Bleib hier. Und willst du weiter ziehen, so will ich dich geleiten lassen, es mag auch kosten was es will.

Röschen. Ach wendet nichts auf mich zu geleiten. Ich finde mich wohl selbst heim.

Zwingenberg. Nein, nein! Das ist nichts. Ich will's schon überlegen, wie wir's klug anfangen dich mit Geleite wieder nach Weimar zu bringen.

Hedwig. Das wird sich schon finden!

Zwingenberg. Mein ältester Bube soll ohnehin bald einen Proberitt zum Herrn Landgrafen machen, und bei dieser Gelegenheit — Nun wie gesagt! es wird sich alles schicken.

Röschen war schon über vierzehn Tage auf Zwingenbergs Veste und getraute sich nicht vom Fortgehen zu sprechen, als Hedwigs Bruder Kurt Tangel seine Schwester zu besuchen an-

kam. Er nahm bei seiner Abreise das gute Mädchen mit und versprach sie sicher nach Weimar zu geleiten.

Weinend nahm sie von ihrer Wohlthäterin und ihrem Hausherrn Abschied. Weinend entließ sie die Edelfrau, wünschte ihr Glück und Heil und gab ihr noch mancherlei Unentbehrlichkeiten mit auf den Weg.

Der alte Kurt hielt Wort, brachte Röschen wohlbehalten bis an's Thor der Stadt Weimar, und ritt seiner Veste Thangelstedt weiter zu.

Röschen eilte in die Stadt und nahte sich mit klopfendem Herzen und wankenden Füssen dem väterlichen Hause.

Der alte Ehrhart stand eben in Wetterbeobachtungen vertieft, in der Thür seines Hauses, als seine Tochter, wie sie ihn erblickte, mit schnellen Schritten auf ihn zu eilte. Er sah sie nicht eher bis sie vor ihm stand. Da

fuhr

fuhr er erschrocken zurück und schrie mit erstickter Stimme:

„Röse?"

„Ich bin's! — Ich bin's lieber Vater!"

Er. Du?

Sie. Ich!

Er. Bist du es wirklich?

Sie. Ich bin's.

Er. Röse!

Sie. Mit Leib und Seele, bin ich Euere Röse, lieber, guter Vater! und freue mich herzlich, wieder bei Euch zu seyn.

Er. Ist's möglich?

Sie. Wahrheit ist es.

Er. Ei! — Ich weiß gar nicht was ich denken, was ich sagen soll.

Sie. Wo ist meine Mutter? meine liebe, gute Mutter? — Wo ist sie?

Er. Sie ist — Röse! — Deine Mutter — lebt nicht mehr. Sie ist schon lange tod. Aber —

Sie. Ach meine gute Mutter!

Er. Aber — Ich bin — du hast eine — Ich habe wieder geheurathet, und — Mädchen! sag mir nur, wo kömmst du her?

Sie. Das sollt Ihr alles erfahren. — Aber, wo ist meine zweite Mutter?

Er. Sie ist — Da ist sie, in der Stube. Es ist Gretchen, deine Freundin. Sie ist deine Mutter.

Der Alte schob Röschen in die Stube, und eilte mit sichtbarer Verlegenheit in den Laden.

Aber noch mehr als der Alte erschrak Gretchen als sie Röschen in die Stube treten sah. Sie zitterte wie ein Espenlaub, und als sich Röschen ihr nahte, schrie sie laut auf:

„Alle gute Geister!"

Röschen. Ich bin kein Geist.

Gretchen. Ach! — Ich bin des Todes!

Röschen. Ich bin Röse, deine Freundin.

Gretchen. Und du bist nicht tod?

Röschen. Nein, wie du siehst. Ich lebe noch, und finde dich — als meine Stiefmutter?

Gretchen. Ach ja! es — konnte nicht anders seyn. Mein Vater wollte es haben. — Aber, wo kömmst du denn her?

Röschen. Ach! ich bin matt und durstig.

Der alte Ehrhart kam nun auch wieder herbeigeschlichen. Er hatte sich gesammelt und sah dennoch aus wie einer der etwas verschuldet hat.

Ehrhart. Ich weiß gar nicht recht, was ich nur sagen soll!

Gretchen. Ich auch nicht.

Ehrhart. Sag mir nur — — Ach du lieber Gott! wir glaubten dich längst tod.

Gretchen. Längst!

Ehrhart. Und meinten, du seyst gestorben und verdorben.

Röschen. Ach nein! — Ich danke Gott, daß ich euch wieder sehe!

Gretchen. Ich weiß gar nicht, wie mir ist.

Röschen. Freut Ihr Euch nicht, mich wiederzusehen? lieber Vater!

Ehrhart. Ach ja! aber —

Gretchen. Freilich, wir —

Röschen. Ich bin herzlich froh, wieder bei Euch zu seyn! — Ach! ich bin sehr durstig und matt. Gebet mir zu trinken, und laßt mich zu Bette gehen. Erholt Euch indessen, und laßt mich ruhen.

Indeßen, nachdem Ehrhart seinen Nachbar Arnold und dessen Frau herbeigerufen hatte, wurde hoher Rath gehalten, und in demselben wurde viel gesprochen, und nichts entschieden.

Röschen aber, die durch einen langen Schlaf gestärkt und erquickt worden war, begab sich des folgenden Tages sehr früh zu ihrem Beichtvater, den P. Paul, der nicht wenig erstaunte, das todgeglaubte Mädchen vor sich zu sehen. Er freute sich aber wirklich, als sein Erstaunen vorüber war, sie wiederzusehen, und hörte ihre Begebenheitserzählung mit großer Aufmerksamkeit an. Als sie dieselbe nun geendiget hatte und seinen guten Rath verlangte, hub er folgendergestalt zu reden an:

„Mein Rath, liebe Tochter, den du verlangst und von mir zu erfahren begehrst, ist dieser: Erstens, danke Gott und der Heil. Jungfrau, wie auch deiner Schutzpatronin, daß sie dich gnädig bewahrt und in allen Anfechtungen deine Seele für des Teufels List und Trug geschützt haben, durch Gebet und heil. Opfer. Zweitens, mache deine Geschichte nicht weiter öffentlich bekannt, denn sie könnte dir mehr schaden als nutzen, und dich wohl gar in ein übles Geschrei bringen, weil du wegen deiner, dir von Gott geschenkten Schönheit ohnehin viele Fein-

de, besonders, unter den Weibern hast. Eine kleine Unwahrheit kann dir nicht schaden. Sag du seyst von Räubergesindel aufgefangen, weit hinweggeführt und in strenger Haft gehalten worden, bis der edle Ritter Zwingenberg dich aus ihren Händen befreit, und dir Aufenthalt auf seiner Veste bis zu deinem Abzug von dort, gegeben habe. Du hättest indessen bei Zwingenbergs guter Hausfrau in stiller Eingezogenheit gelebt, bis sich die Gelegenheit ergeben habe, daß der edle Tangelstädter dich habe hieher geleiten können. Was aber den Eydersburger Junker betrift, so will ich darüber nachsinnen, wie wir ihn auf eine stille Art zur Rechenschaft ziehen können, damit dein Ruf unbescholten bleibt, und es nicht heißt, du seyst in Teufels und Hexenhänden gewesen. — Auch wollte ich dir nicht rathen in deines Vaters Hause zu bleiben, wo du nicht viel Freude finden würdest, da er sich wieder verheurathet hat. Ich habe eine Schwester zu Arnstadt, eine fromme Wittwe eines Gräflichen Verwalters; zu dieser wollte ich dich bringen, und dort magst du in der Stille abwarten, was Gott dir beschieden

hat.

hat. — Mit deinem Vater will ich sprechen. Er soll und muß für deinen Unterhalt sorgen, und du lebst bei meiner Schwester in Arnstadt ungekränkt und in stiller, erbaulicher Einsamkeit und Ruh. Meinst du nicht?"

Röschen war alles zufrieden, und gieng getröstet in ihres Vaters Haus zurück, wo sie sich in ihr Kämmerlein verschloß und betete.

Bald nach ihr, kam p. paul in Ehrharts Haus und zog den Vater auf die Seite. — Wir können errathen, was er mit ihm abhandelte.

Ehrhart war alles wohl zufrieden, gab dem Pater Beifall, und erbot sich zur Unterhaltung seiner Tochter in Arnstadt. — Gretchen stimmte ein und war herzlich froh, daß sie ihre Stieftochter so gut loszuwerden wußte.

Drei Tage darauf, gieng die Reise nach Arnstadt, wohin p. paul und Ehrhart, Röschen selbst begleiteten.

Frau Jutta, P. Pauls Schwester, nahm das gute Röschen willig auf und versprach Mutterstelle bei ihr zu vertreten.

So waren diese Angelegenheiten in Ordnung gebracht. — Röschen blieb in Arnstadt zurück und ihre Begleiter, fuhren wieder nach Weimar.

Frau Jutta war mit ihrer Pflegetocher wohl zufrieden, und diese, lebte in stiller Eingezogenheit bei der guten Wittwe, ruhig und froh.

So wenig aber ein Licht seinen Schein verbergen kann, so wenig konnte trotz der Eingezogenheit in der das gute Mädchen lebte, Röschens Schönheit den Blicken der jungen Gesellen zu Arnstadt entgehen, und kaum war sie einen Monat in der Stadt, so fragten auch schon die Freilustigen einander:

„Hast du das schöne Beckermädchen aus Weimar gesehen?

Wer sie nicht gesehen hatte, wurde bedauert, und entschlos sich, nicht zu ruhen, bis er sagen könnte: Ich habe sie gesehen! und wer sie

sie gesehen hatte, sprach mit Entzücken von ihren Schönheit.

Unter diesen war ein munterer, junger Gesell, Wilhelm, der Sohn des Rüstmeisters des Grafen von Schwarzburg. — Der Graf mochte ihn gern um sich haben und setzte ihn deshalb über Küche und Keller, als Küch- und Zechmeister.

„So — sagte der Graf; — kann ich dich immer sehen und sprechen, weil mir deine Schwänke und lustigen Reden gefallen; und übrigens, bist du eine gute ehrliche Haut, die mir nichts veruntreuen wird.“

Wilhelm. Dafür behüte mich der Himmel!

Graf. Ich weiß es, daß du, wie dein Vater, ein ehrlicher Schlag bist. Und wenn ich dir sonst noch irgend womit einen Gefallen erzeigen könnte, so würde ich es gern und willig thun.

Wilhelm. Ich nehme Euch bei dem Worte!

Graf. Das darfst du kühn thun.

Wilhelm. Nun dann — so will ich's wagen!

Graf. Heraus mit der Sprache!

Wilhelm. Ihr habt mir ein gutes Stückchen Brod gegeben, und ich könnte nun wohl eine Frau ernähren. —

Graf. Aha! ich merke wo du hinaus willst. Du willst heurathen?

Wilhelm. Ja?

Graf. Gut! — Ich habe nichts dagegen, heurathe in Gottes Namen!

Wilhelm. Ja! das will ich wohl thun — aber —

Graf. Hast du dir schon etwas ausgesucht?

Wilhelm. Ja.

Graf. Doch etwas Hübsches?

Wilhelm. Eine Schönheit, wie ich noch keine gesehen habe.

Graf. Hu, — Nun, so nimm sie, wenn sie dich nehmen will.

Wilhelm. Da liegt der Hund begraben! Das weiß ich eben noch nicht.

Graf. Du mußt anfragen, oder anfragen lassen, wenn du nicht selbst das Herz dazu hast. —

Wilhelm. Freilich wohl! aber —

Graf. Ist das Mädchen aus der Stadt?

Wilhelm. Nein. Sie wohnt aber hier.

Graf. So? — Hast du schon mit ihr gesprochen?

Wilhelm. Noch kein Wörtchen.

Graf. Hm! — Wer ist sie eigentlich?

Wilhelm. Das schöne Beckermädchen aus Weimar, heißt sie jedermann. Sie heißt Röschen, und wohnt bei der Frau Jutta. Weiter, weiß ich nichts von ihr.

Graf. Erkundige dich genauer nach ihr.

Wilhelm. Ich meinte —

Graf. Was?

Wilhelm. Wenn — wenn Ihr etwa Frau Jutten kommen ließt, und —

Graf. Du willst mich also zu deinem Freiwerber machen?

Wilhelm. Wenn Ihr es seyn wollt, wird alles gut für mich gehen.

Graf. Wer weiß auch! — Indessen, wollen wir's versuchen. — Dein Vater soll Frau Jutten zu mir bestellen. Ich will mit ihr sprechen.

Frau Jutta wurde wirklich zum Grafen gerufen, und sprach lange mit ihm.

Als sie wieder nach Hause kam, fragte Röschen besorgt, was der Graf von ihr gewollt habe?

Jutta. Es betraf dich, was er mir zu sagen hatte.

Röschen. Mich?

Jutta. Ja, dich.

Röschen. Wie denn so?

Jutta. Du hast einen Freier bekommen.

Röschen. Ich?

Jutta. Du.

Röschen. Hier?

Jutta. Hier, in Arnstadt.

Röschen. Kenne ich doch hier keinen Menschen, als Euch.

Jutta. Was thut das? — Der Sohn des Rüstmeisters des Grafen, der Küch- und Zechmeister des Grafen ist, ein junger, lustiger Gesell von etwa fünf und zwanzig Jahren, der bei den Grafen sehr gut angeschrieben steht, und gleichsam sein lustiger Rath *) ist, hat seine Augen auf dich geworfen. — Was meinst du dazu?

Röschen. Ich kenne ihn ja nicht.

Jutta. Sehen und sprechen kannst du ihn wohl. — Deine Versorgung erhieltest du, wenn du ihn heuratheteſt. Der Graf säh es auch gern,

*) Wir wissen, daß dergleichen Leute in den Zimmern, bei Tafeln, und allenthalben, die Seele aller Unterhaltungen der Vornehmen waren. S. Westenrieder Histor. Kal. v. J. 1791. S. 230. 231.

gern, denn wie gesagt, Wilhelm ist so sein Spasmacher, den er gar wohl leiden kann.

Röschen. Je nun! — Ich müßte mich denn aber doch erst besinnen —

Jutta. Natürlich! — Auch müßte dein Vater darum gefragt werden.

Röschen. Und kennen lernen, muß ich den Freier auch erst.

Jutta. So viel, wie's nöthig ist, freilich! Er muß — Sieh! dort kömmt er eben die Straße herauf.

Röschen. Das ist er?

Jutta. Ja! das ist er. — Nun? wie gefällt er dir?

Röschen. Er sieht nicht übel aus.

Jutta. Nicht wahr? — Ach! und sprechen solltest du ihn hören. Der kann reden, daß es ein Wunder ist! — Darum, gilt er auch so viel bei dem Herrn.

Sie sprachen eben noch, da kam ein Bube, brachte an Frau Jutten einen schönen Gruß von Wilhelmen, und setzte eine große Schüssel mit

Back-

Backwerk und eine Kanne Wein auf den Tisch, auch lag ein Sträußchen dabei, und dieses war, wie der Ueberbringer sagte, für die Jungfer aus Weimar.

„Siehst du;“ — sagte Frau Jutta, als der Bube fort war; — „wie höflich er seine Sache zu machen weiß! Man sieht's wohl, daß er im Schlosse daheim ist.“

Röschen gab ihr Beifall, und fieng an, dem Antrage nachzusinnen und die Sache mit sich selbst zu überlegen.

Gegen Mittag kam der Graf einhergeritten, hielt vor Frau Juttens Hause still, und begehrte das schöne Beckermädchen zu sehen. Röschen trat in die Hausthür, und zeigte sich dem Grafen. Die Arnstädter liefen aus den Häusern, und staunten und gaften, und wußten nicht, was das geben sollte.

Der Graf lächelte sehr gefällig, und sagte:

„In der That, schöne Jungfrau! Ihr verdient wohl eines Edelmanns Tochter und Frau zu seyn.“

Röschen neigte sich schweigend züchtiglich, und wurde blutroth.

Frau Jutta lächelte behäglich hinter ihr.

„Wie ist es?“ — fuhr der Graf fort; — „darf Euer Freier auf ein williges Jawort hoffen?“

Röschen schwieg. Der Graf wiederholte seine Frage.

„Wir wollen sehen!“ — stotterte endlich Röschen heraus.

„Ich wünsche,“ — redete der Graf weiter; — „daß alles gut gehen mag. — Lebt wohl! Leb wohl, schönes Röschen.“

Sie neigte sich wieder, und der Graf ritt weiter.

Die Arnstädter giengen nach und nach langsam in ihre Häuser zurück, und zerbrachen sich die Köpfe über die sonderbare Szene.

„Siehst du“ — sagte Frau Jutta; — „wie lieb und werth der Graf Wilhelmen hat? Selbst bemüht er sich hieher, und fragt dich. — Du mußt Wilhelmen wirklich nehmen! — Wir wollen ihn nach Weimar zu deinem Vater schicken, und dort soll er“ —

Röschen. Noch nicht. — Ich bleibe dabei: Ich muß ihn erst kennen lernen.

Jutta. Du hast ihn ja gesehen.

Röschen. Was kann das helfen?

Jutta. Ich habe meinen lieben, seligen Mann gar nicht gesehen, als er um mich anhalten lies. Meine Eltern sagten Ja, und ich, sagte auch Ja. Hernach kam er erst zu uns. Er sah gar nicht fein aus. Aber, wir haben doch eine vergnügte Ehe mit einander geführt.

Röschen. Das kann seyn! aber — ich muß meinen zukünftigen Mann näher, als vom bloßen Ansehen, kennen lernen.

Jutta. Nun gut! Du sollst ihn sprechen.

Indem dies vorgieng, kam ganz unvermuthet, ein zweiter Freier zum Vorschein.

Durch Juttens Nachbar, den Huf- und Waffenschmidt, Poller, lies sein Gesell Traugott, um Röschen anhalten.

„Er wird" — sagte der Freiersmann; — „bald von hier abreisen, und in Erfurt, seines Vaters Werkstätte annehmen, der alt und schwach ist, und sie ihm abgetreten hat. Er ist ein guter, fleißiger und geschickter Pursch, ein guter Arbeiter, der etwas gelernt hat, und eine Frau wohl ernähren kann. Die Jungfer wird nicht übel mit ihm fahren. Seines Vaters Einwilligung hat er, sich eine Frau auszusuchen, wie, und wo er will. Will ihm nun die Jungfer ihr Jawort geben, so soll er sogleich zu ihrem Vater nach Weimar reisen, und soll die Sache in Ordnung bringen."

„Ich will mich bedenken;" — war Röschens Antwort.

„Wenn soll er Nachricht haben?"

„In drei Tagen."

Der alte Poller gieng, und Röschen, war um einen Freier reicher.

Traugott zeigte sich nun fleißig in der Hausthür, und als Röschen an den Brunnen gieng Wasser zu holen, sprang er ganz dienstfertig herbei, nahm ihr die Eimer ab, und trug sie ihr bis vor die Thür.

„Ich bedanke mich, schönstens!" — sagte Röschen und nickte freundlich mit dem Kopfe.

Das gab dem guten Gesellen Muth.

„Ach! die Jungfer ist doch gar zu schön!" — stotterte er heraus.

Röschen. Traugott scherzt!

Traugott. Mein Seel nicht, Jungfer! — Es ist auch wahr, was ich sage. Und wenn ich —

Röschen. Was denn?

Traugott. Ja! Meister Poller hat mir nicht viel Hoffnung gegeben —

Röschen. Ja so! — Freilich! — Ich muß mich doch erst besinnen.

Traugott. Jungfer! nur keinen Korb. — Ich mein's weiß Gott! so redlich — Ich will sie so lieb haben —

Röschen. Ja! wenn —

Traugott. Aber, ich hab's wohl vernommen, daß der Küchmeister des Grafen auch um sie werben thut — und da — da wird der arme Traugott wohl nachstehen müssen.

Röschen. Das ist noch nicht ganz gewiß.

Traugott. (froh) Nicht? — Wird's auch nicht gewiß werden?

Röschen. Traugott soll Bescheid haben.

Traugott. Nur guten! — Jungfer! nur guten Bescheid!

Röschen. Ade!

Sie eilte in's Haus, und Traugott schlich in die Schmiede zurück.

Wil=

Wilhelm stellte sich bei Frau Jutten ein. Er war sehr lustig und trieb viele Schwänke. Jutta und Röschen mußten oft laut auflachen. — Da meinte er, er habe das Jawort bei allen Zipfeln und wurde noch lustiger.

Wilhelm. Ja, ja, Röschen! recht vergnügt und lustig wollen wir mit einander leben. Bei Hofe giebt's immer tausend Spas, und bei uns, ist's recht lebhaft.

Röschen. Das höre ich.

Wilhelm. Das macht, der Graf ist fröhlich und scherzhaft, und mag einen ehrlichen Schwank wohl leiden.

Röschen. Ein guter Herr!

Wilhelm. Nun hat der Graf auch nach einem Sänger geschrieben —

Röschen. So?

Jutta. Der soll bei ihm bleiben?

Wilhelm. In seinem Brode. — Er ist schon auf dem Wege, und wird bald hier seyn. Der Graf erwartet ihn mit jeder Stunde.

Röschen. Wo kömmt er her?

Wilhelm. Von Würzburg.

Röschen. Von Würzburg?

Wilhelm. Ja. — Wildehold ist sein Name.

Röschen. Wildehold? der? —

Wilhelm. Kennt ihn Röschen?

Röschen. (faßt sich) Er ist ein Verwandter von meiner Stiefmutter.

Wilhelm. So?

Röschen. Er war in Weimar als sein damaliger Herr, der Querfurter —

Wilhelm. Ganz recht! — Nun, da giebt's ja gleich wieder Bekanntschaft und Verwandtschaft. — — Wenn also Röschen mir —

Röschen. Binnen hier und acht Tagen, sollt Ihr Antwort haben.

Wilhelm. Nicht eher?

Röschen. Ich kann nicht.

Wilhelm. Nicht gleich.

Röschen. Gar nicht.

Wilhelm. Ei, ei!

Jutta. Was fehlt dir, daß du auf einmal so ärgerlich antwortest?

Röschen. Nichts fehlt mir.

Jutta. Wilhelm! nur Muth. Es wird sich alles schicken.

Röschen. Ja wohl!

Wilhelm. Nun, das hoffe ich! — Noch einmal, Röschen! wir werden gewiß zusammen recht glücklich seyn.

Die Leser werden leicht merken, was Röschen verstimmte. Der Name Wildehold konnte ihr nicht ungelegener, und Traugotten nicht gelegener kommen, als er wiklich kam.

Sie gieng an den Brunnen. Traugott war sogleich bei der Hand. Er sprang herbei und nahm ihr die Eimer ab. Dabei seufzte er stark, und sah sie traurig an.

Sie. Was ist dir, Traugott?

Er. Ach!

Sie. Bist du krank?

Er. Ach nein!

Sie. Du solltest mich dauern!

Er. Ich? — Ich der Jungfer dauern? — Ach! wenn ich das wüßte! —

Sie. Bist du mir noch gut?

Er. Ach du lieber Gott! hinein fressen möcht' ich die Jungfer, nur so vor Liebe.

Sie. Nun, wenn es dein Ernst ist, mich zu heurathen —

Er. Mein Ernst? — Mein einziges Wünschen und Verlangen ist es.

Sie. Mach dich auf, geh zu meinem Vater und halte um mich an. Mein Wort hast du.

Er. Ach! — Ist es möglich? — Und der Küchmeister kam so eben bei euch heraus —

Sie. Und hat einen Korb mitgenommen.

Er. Gott sey Dank!

Sie. Aber du mußt bald nach Weimar gehen —

Er. Heute noch, wenn's die Jungfer haben will.

Sie. Ja, ja!

Er. Gleich soll's fortgehen! — Ach! ich weiß gar nicht, wie mir ist! — Es ist also wirklich alles gewiß und richtig?

Sie. Von meiner Seite, ja! — Aber Frau Jutta braucht nicht eher etwas davon zu wissen, als bis du mit des Vaters Einwilligung von Weimar zurückkömmst.

Er. Schon gut! — Ach! schöne Jungfer! sie macht mich zum glücklichsten Menschen auf Gottes Erdboden. — Ich habe da —

Sie. Was hast du?

Er. Wenn es die Jungfer nicht verschmähen will — — Es ist ein schlechtes Ringelchen —

Sie. Ich nehm's an.

Er. Ach! wie froh bin ich.

Sie. Ade, lieber Traugott!

Er. Lieber Traugott? — Ach! wie das so wundersüß klingt! — Und der Küchenmeister?

Sie. Der Gauff *) hat nichts zu hoffen.

Er. Nun geht's gleich nach Weimar!

Sie. Ade! — Geh, und komm bald wieder. —

Da kam ein Reuter einhergesprengt, der kaum Röschen erblickte, als er überlaut schrie:

„Röschen? — du hier? du listige Hexe!"

Wer der Reuter war, können die Leser leicht errathen. Wildebold war es, der Röschen so artig grüßte. — Sie fuhr heftig zusammen als sie ihn erblickte und sprechen hörte.

„Wie? fragte Traugott mit erstickter Stimme; — Listige Hexe? — Herr! rede er nicht so verfänglich! Ist die Jungfrau eine Hexe? He! darf er sich unterstehen solche Schmach einem ehrlichen Bürgermädchen anthun? —

Ich

*) S. Romant. Gesch. der Vorzeit. VIII. B. S. 252.

Ich will ihm die Hexe anstreichen, daß er an mich denken soll!"

„Rusichter Bengel! — schrie Wildehold; — Ziemt es dir, mich zur Rede zu setzen?"

Traugott. Herr! nicht geschimpft, das rathe ich ihm! — Warum schimpft er die Jungfrau eine Hexe? Weiß er, was das Wort sagen will?

Wildehold. Besser wie du.

Traugott. Und sagt's doch?

Wildehold. Und ich sage es doch.

Traugote. Sapperment! — Ist die Jungfer eine Hexe?

Wildehold. Hat sie dich auch behext?

Röschen. Traugott! ich bitte dich, sey ruhig.

Wildehold. Aha! sie bittet vor, die listige Hexe!

Traugott. Hexe? — Und noch einmal Hexe? Ihn Fant! soll der —

Da ergriff Traugott eine Eisenstange und schlug so handfest auf den Sänger los, daß dieser sogleich vom Pferde stürtzte.

„Ach Traugott! schrie Röschen; — was hast du gethan?“

Das Volk strömte herbei. Wildehold lag leblos auf der Erde.

Wilhelm stürtzte herzu:

„Des Grafen Sänger!“ — schrie er.

Das Volk staunte.

„Haltet den Thäter fest!“ — fuhr Wilhelm fort.

„Hier steht er;“ — antwortete Traugott trotzig.

„Du?“

„Ich, — Er hat das gute ehrliche Mädchen hier, wiederholt eine Hexe gescholten. — Tod wollte ich ihn eben nicht schlagen, aber — Da stehe ich. Ich laufe nicht davon. Er hat meine Braut beschimpft“ —

„Deine Braut?“

„Ja.“

„Röschen, deine Braut?"

„Fragt sie selbst."

„Röschen?"

„Macht mit mir, was ihr wollt."

„Führt ihn in's Gefängniß!" — befahl Wilhelm.

Gleich wurde Traugott ergriffen, und fortgeführt. — Wildehold bewegte sich wieder. Er wurde auf's Schloß getragen und Röschen mußte zu Bette gebracht werden.

Wildehold kam nach und nach wieder von seiner Betäubung völlig zu sich.

Der Graf, der seinen Unfall sehr zu Herzen nahm, und ihm hinlängliche Genugthuung versprach, hatte kaum mit ihm gesprochen, als er auch sogleich den geschärftesten Befehl gab, Röschen in gefängliche Haft zu bringen.

Das arme Mädchen wurde zum großen Erstaunen ihrer Nachbarn, und zum heftigsten

Schre-

Schrecken der Frau Jutta von Gerichtsdienern aus ihrem Hause geholt, und in den Kerker gebracht.

Frau Jutta die sich gar nicht zu helfen wußte, schickte einen Bothen nach Weimar an ihren Bruder, den P. Paul, lies ihm melden was vorgefallen sey, und anftragen was sie thun solle?

Indessen suchte sie den Küchenmeister auf, und fragte ihn: warum Röschen verhaftet worden sey?

„Weil sie eine Hexe ist; — gab dieser ganz gelassen zur Antwot.

Jutta. Gott bewahre! — Eine Hexe?

Wilhelm. Eine Hexe!

Jutta. Nein! — Eine Hexe, ist Röschen nicht.

Wilhelm. Der Sänger Wildehold, weiß das besser.

Jutta. Der böse Mensch lügt!

Wilhelm Das sagt nicht zu laut, sonst —

Jutta. Wollt ihr mich auch etwa als eine Hexe einziehen?

Wilhelm. Je nun! man kann nicht wissen —

Jutta. Wie? Ihr gottloser Mensch, sagt mir das so ins Gesicht?

Wilhelm. Worüber ereifert Ihr Euch? Wenns nicht wahr ist, so ist's gut für Euch. Man wird bald hören, was Röse aussagt. — Erinnert Ihr Euch noch, wie sie erschrack, als ich erzählte, der Sänger Wildehold werde zu uns kommen?

Jutta. (betroffen) Ja, das ist wahr!

Wilhelm. Warum erschrack sie? Weil sie befürchtete Wildehold würde sie anklagen, da er ihre verübten Stückchen kennt. — Warum haben sie denn ihre Eltern nicht bei sich behalten? Weil sie wußten, was an ihr war.

Jutta. Nein, nein! das ist nicht wahr. Mein Bruder hat es dem Vater angerathen, sie zu mir zu thun, wegen der Stiefmutter.

Wilhelm. Traugott ist sicher auch von ihr bezaubert worden. Sie hat ihn in's Ver-

derben stürtzen wollen, denn gelang der Schlag so war Wildeholden der Mund gestopft, und Traugott mochte zusehen, wie es ihm gieng; war sie doch gerettet. — War das nicht hexenmäßig tückisch?

Jutta. Ich kann mich davon nicht überzeugen. — Sie war so fromm, sie betete so fleißig, versäumte keine Kirche — Nein! sie kann keine Hexe seyn!

Wilhelm. Seht Euch nur vor, daß Ihr nicht auch mit in Untersuchung kommt.

Jutta. Wie Gott will! Ich bin unschuldig.

Wilhelm. Es ist erschrecklich!

Jutta. Ach Gott!

Wilhelm. Da hätte ich schön ankommen können! Während ich ruhig im Bette gelegen hätte, wär meine Frau in der Luft umhergestrichen, und hätte ihren Teufelsschmäussen beigewohnt. Wär's ihr eingefallen, so hätte sie mich selbst vergiftet, vielleicht meine Kinder

der hingerichtet, und sich Hexensalbe gekocht. *) — Das hätte mir gefehlt einen solchen Oben-hinaus und nirgend an! **) zur Frau zu bekommen.

Damit gieng er fort und ließ die betrübte Alte stehen, die weinend nach Hause schlich.

Röschen wurde vor die Richter geführt, und dort vernahm sie ihre Beschuldigungs und Anklagepunkte:

Sie

*) Das glaubte man damals. Nach dem Paracelsus, kochten die Hexen zu ihrer Salbe das Fleisch von kleinen Kindern zu einem Brei und vermischten es mit Oel, Mohn, Nachtschatten, Judenkirschen, Schirling rc. um ihre Salbe zu erhalten mit der sie sich beschmierten, wenn sie zu ihrem Hexengelage fuhren. S. Göddelmann von Hexen rc. S. 197. Er führt, S. 202. noch eine Salbe dieser Art von Bapt. Porta angegeben, an, allein ich finde sie nicht in dessen Werken, von welchen ich die Ausgabe v. J. 1650. vor mir habe.

**) Die vorgeblich gewöhnliche Losung der Hexen, wenn sie davon, zu Schornsteinen, oder andern Löchern hinaus fuhren. S. Ebendas. S. 197.

Sie habe in Eydersburg Hexerei getrieben. Sie habe einen Teufelsfreund der Hüttchen hieße, und mit dessen Hülfe sey sie auch aus Junker Wolfrads Schlosse verschwunden. Folglich sey sie eine beurkundete Hexe.

„Hierauf kann ich nicht besser antworten, — sagte Röschen; — als wenn ich Euch meine Geschichte erzähle.“

Das that sie, so wie wir sie wissen, unter vielen Thränen.

Die Richter fanden die Sache bedenklich, liessen sie in's Gefängniß zurückführen, berichteten dem Grafen was sie ausgesagt hatte und schickten ihr einen Mönch zu, der das Seinige that, ihr ein gehoftes Geständniß zu entpressen, aber auch von ihr nichts erfuhr, als was die Richter schon wußten.

Wildehold blieb bei seiner Aussage, und die Richter schritten zu einem zweiten Verhör, in welchem sie dem armen Mädchen sehr zusetzten und ihr mit Martern drohten, sie zum Geständniß zu bringen.

„Aber

„Aber — jammerte die Unschuldige; — wie soll ich sagen: ich bin eine Hexe, da ich keine bin? da ich gar nicht weiß, was eine Hexe ist? — Unschuldig werdet Ihr mich doch nicht verdammen und richten?"

Die Richter wußten nichts zu antworten, und liesen sie wieder in den Kerker zurückführen.

Röschen sas betend und weinend auf ihrem Strohlager im Gefängniß, als einst um Mitternacht plötzlich ein ungewöhnliches Geräusch sie erschreckte. Sie blickte auf, und siehe da! das weiße Männchen, Hüttchen stand vor ihr.

„Ich will dich retten! — schrie er ihr entgegen.

Sie aber schlug ein Kreutz und schrie laut auf:

„Hebe dich von mir!"

„Willst du nicht gerettet seyn?"

„Von dir nicht."

„Du wirst's bereuen!"

„Ich mag nichts mit dir zu schaffen haben."

„So leb wohl!"

„Fort, fort! du hast keine Gewalt an mir. Mich schützt" —

Laut prasselte die Kerkerthür, und der Geist verschwand.

Nach einigen Tagen wurde sie wieder vor ihre Richter geführt. — Man drang abermals in sie wegen eines Geständnisses, und als sie standhaft blieb, drohte man ihr mit der Folter.

Dazu kam es. Sie unterlag den Schmerzen der Folter, und bekennte, was nicht wahr war, was man aber nun einmal von ihr hören wollte: Sie sey eine Hexe.

Nun wurden nicht viele Umstände mehr gemacht. Das Urtheil des Feuers wurde über sie ausgesprochen, und der Scheiterhaufen wurde aufgebaut.

Von dem Kummer der guten Frau Jutta, sage ich nichts. — Als sie Röschens Aussage vernahm, sank sie vor Schrecken zu Boden, und fiel sogleich in eine heftige Krankheit.

Schon nahte sich Tag und Stunde in welcher über Röschen, nach richterlichem Ausspruch, ergehen sollte, was da recht ist! — als P. Paul ganz unerwartet in Arnstadt ankam. Er eilte zu dem Grafen, sprach mit ihm und gleich lies dieser den Richtern befehlen, die Vollziehung des Urtheils an Röschen, aufzuschieben.

Wildehold vernahm, Graf Ulrich von Weimar werde selbst nach Arnstadt kommen, weil er nun gar nicht gesonnen war, diesem unter die Augen zu treten, so wollte er sich heimlich davon machen. Unglücklicherweise aber

lief er dem, den er nicht sehen wollte, gerade in die Hände.

Er mußte also wieder mit nach Arnstadt zurückkehren.

Als nun der Schwarzburger Graf, und Ulrich mit einander gesprochen hatten, war es zu mancherlei Erklärungen gekommen und Wildehold wurde festgesetzt.

Bald darauf erschien auch Junker Heinrich von Lydersburg geleitet von Graf Ulrichs Leuten. Dieser mußte ein öffentliches Bekenntniß von Röschens Unschuld vor dem Schwarzburger Grafen ablegen, und wurde dann zur Strafe des Mädchenraubes, auf zehn Jahr aus Thüringen verwiesen. — Er fiel aber bald darauf der Vehme in die Hände, und wurde unweit Kloster Ilm ermordet gefunden.

Wildehold aber mußte öffentlich, auf den Markt, vor dem versammelten Volke, sich selbst als einen falschen Ankläger brandmarken, darauf wurden ihm die Haare abgeschnitten, und so, wurde er über die Grenze gebracht.

Frau Jutta lebte wieder auf, und wollte sogleich zu Röschen geführt seyn.

„Nein gute Frau! — sagte Graf Ulrich; — der Erste bei Röschen muß ich seyn.

Röschen meinte man werde kommen sie zum Richtplatz zu führen, als sie die Gefängnißthür öfnen hörte.

Erschrocken und erfreut fuhr Röschen von ihrem Strohlager auf; weissagend klopfte ihr Herz es ihr zu, die Stunde ihrer Erlösung sey gekommen: sie stürzte sich in Ulrichs Arme, und schrie laut auf:

„Mein Retter! mein Retter!“

„Das ist P. Paul, — sagte der Graf. — Dieser hat dich gerettet. Ich komme nur, dich selbst, ehrenvoll aus diesem Kerker zu führen, damit jedermann sehe, wie hochgeachtet die Unschuld werden soll.“

Der Graf führe sie auch wirklich ganz allein aus dem Kerker.

Unten aber, vor dem Thurme, standen P. Paul, Frau Jutta, und Traugott.

Alle empfiengen sie mit lautem Jubel.

Der Graf aber sagte:

„P. Paul! die beiden Leutchen haben viel ausgestanden. Sie mögen sich's nun einander klagen, und sich ihrer künftigen Lebensstunden mit einander freuen. Ich statte Röschen aus, und Ihr segnet sie ein."

Traugott und Röschen fielen dem Grafen zu Füßen. Er hob sie schnell auf, küßte Röschen, drückte ihrem Bräutigam die Hand, und sagte:

„Kinder! seyd glücklich!"

Alles Volk aber jauchzte laut auf:

„Es lebe der edle Graf von Weimar!"

II.

Die kluge Spinnerin.

„Du wirst wohl noch einen Grafen erlauern!“ — schrie die alte Cirilla aufgebracht.

Still! — Erst die Frage: Wer war die alte Cirilla?

Cirilla war die Frau eines ehrlichen Landmanns zu Montognana, der Lorenzo hies und als ein sehr fleißiger Arbeiter und redlicher Mann bekannt war. Neunzehn Jahr lebte er schon in einer sehr friedlichen Ehe mit seiner lieben Hausfrau, und nur eine einzige Tochter, Bertha genannt, war die Frucht dieser Vereinigung gewesen und geblieben.

Bertha, war ein schönes, freundliches Mädchen, hatte aber, wie ihre Mutter sagte, einen gar eigenen Sinn, weshalb sie ihr auch für die Zukunft nicht viel Gutes zu versprechen

pflegte, worinne sie sich aber, wie wir hören werden, ein wenig stark irrte. *)

Das Mädchen hatte, ob sie gleich nicht reich war, schon viele Freier aus ihrem Dorfe und den benachbarten Dörfern gehabt, aber keiner, so ansehnlich auch die jungen Pursche waren die um ihre Hand warben, hatte ihr gefallen. Einige, waren sogar reich noch dazu, aber Bertha konnte sich nicht entschließen einem davon ihre Hand zu reichen.

Zu einer Heurath zwingen, wollten sie ihre Eltern noch nicht, weil sie die einzige Tochter war, aber das war der Mutter doch ärgerlich, daß sich das Mädchen gar nicht entschließen wollte, diesem oder jenem reichen, ansehnlichen Freier anzuhören; und deshalb sagte sie eben eines Tages, als darüber gesprochen wurde:

„Du wirst wohl noch einen Grafen erlauern!"

Bertha. Wenn auch das nicht, so —

Civil=

*) Die Fakta welche bei dieser Erzählung zum Grunde liegen, findet man im Mercurio Historico, Hamburg 1658. S. 144.

Cirilla. So wirst du doch wenigstens, eine Baronin werden? — Daß dich —! über dich Mädchen! Denkst du denn die Freier wachsen auf den Bäumen, wie die Pomeranzen?

Bertha. Es hat mir aber doch noch nicht daran gemangelt.

Cirilla. Das wird schon noch kommen.

Bertha. Ach nein!

Cirilla. Ach ja! — Dein Sinn wird bald bekannt werden. Die Jahre kommen herbei; man wählt so lange, bis man nicht mehr wählen kann, und dann — Adio! Jungfer Bertha in Ewigkeit.

Bertha. Das wär auch kein Unglück.

Cirilla. Wenn nun — Gott verhüte es! — Wenn nun aber deine Eltern sterben sollten, ehe du verheurathet wärst? Wie da? — Wir sind nicht reich, und können dir wenig hinterlassen. Greif zu, sage ich, wenn eine anständige Parthie sich zeigt, und lauere nicht das leere Nachsehen herbei.

Bertha. Aber, liebe Mutter! wen man heurathen will, den muß man doch lieben?

Cirilla. Nun ja!

Bertha. Und ich habe noch keinen von meinen Freiern lieben können.

Cirilla. Das giebt sich!

Bertha. Nein! das giebt sich nicht.

Cirilla. Das muß ich besser wissen.

Bertha. Es giebt sich doch nicht!

Cirilla. Rechthaberin!

Bertha. Wen ich heurathen soll, der muß vorher mein Liebhaber gewesen seyn, sonst mag ich ihn nicht haben. Ich muß ihn erst prüfen.

Cirilla. Ja! prüfe du nur! die Männer sind alle — Gott helfe uns!

Bertha. So ist uns geholfen.

Cirilla. Als Liebhaber, sind sie honigsüß, als Männer, werden sie essigsauer.

Bertha. So?

Cirilla. Es ist nun einmal nicht anders. — Ich und dein Vater, wir haben sechs Jahre Liebhabens gespielt. Hernach heuratheten wir

uns

LB Coburg

uns — und wir führen die glücklichste Ehe im Orte! — Dann, war's mit dem Liebhaben aus.

Bertha. So mag ich gar nicht heurathen!

Cirilla. Ach! das wird sich geben. — Kömmt Zeit, kömmt Rath.

Bertha. Nun, so laßt mich nur jetzt in Ruhe. Die Zeit und der Rath werden bei mir schon endlich auch noch kommen.

Cirilla. Bertha! mach nur deinen Vater nicht hitzig, sonst — du weißt, wie er ist! — Er spricht einmal, du mußt, wenn du ihm den Kopf zu warm machst, hernach, ist's aus.

Bertha. Ach! der Vater hat mich gar lieb.

Cirilla. Mich, hat er noch lieber gehabt, aber — er ist nun so, wie er ist, wenn er seinen Kopf aufsetzt. Ich dächte, du kenntest ihn, und wüßtest wie hitzig er ist, wenn er anfängt.

Bertha. Nun ja! aber 's ist gleich wieder vorüber.

Cirilla. Da ist der junge Antonio im Dorfe. —

Bertha. Ach der!

Cirilla. Dein Vater und sein Vater sind gute Freunde. Sie trinken wohl einmal ein paar Flaschen mehr als gewöhnlich zusammen, sie reden hin und her, sie sprechen dies und das, und endlich — du weißt, wie dich Antonio immer verfolgt! —

Bertha. Der Schafkopf!

Cirilla. Endlich kömmt einmal die Rede auf die Kinder, auf dich und Antonio, die Alten sprechen von ihrer Freundschaft —

Bertha. Das mögen sie!

Cirilla. „Wie wär's Nachbar, spricht Matheo, Antonio's Vater, wenn wir unsere Kinder zusammen verheuratheten?“ — Deinem Vater ist der Wein im Kopfe, er spricht Ja! — Da hast du das Unglück. — Sein Wort hat dein Vater noch nie gebrochen. Patsch! und du bist Antonio's Braut.

Bertha. Aber — sein Weib noch nicht.

Cirilla. Wirst's aber hernach.

Bertha. Nein!

Cirilla. Wenn's nun der Vater haben will?

Bertha. Und ich will nicht, so wird doch nichts daraus.

Cirilla. Sey ruhig, ich bitte dich!

Bertha. Nein! eher springe ich in's Wasser ehe ich Antonio heurathe.

Cirilla. Du springst nicht hinein.

Bertha. Gewiß!

Cirilla. Du springst nicht in's Wasser.

Bertha. Ja!

Cirilla. Du nimmst ihn, weinst, und — mußt ihn doch nehmen.

Bertha. Eher ersteche ich mich.

Cirilla. Du erstichst dich nicht! — Das weiß ich alles besser, wie's geht.

Bertha. Mutter! macht mir nicht Angst.

Cirilla. Ich sage dir nur, wie's kommen kann.

Bertha. Mutter! seht! —

Cirilla. Was giebts?

Bertha. Der schöne Ritter! Hu! wie das geht! — Vorbei ist er. Wie ein Sturmwind flog er vorüber, aber —

Cirilla. Nun?

Bertha. Seht Ihr nichts?

Cirilla. Was denn?

Bertha. Er nickte herüber.

Cirilla. Zu uns?

Bertha. Zu mir.

Cirilla. Zu dir? — Bertha? — Kennst du ihn?

Bertha. Ja, liebe Mutter! ich kenne ihn.

Cirilla. Wer ist er?

Bertha. Ein Deutscher.

Cirilla. Ein Deutscher?

Bertha. Aus des Kaisers Gefolge.

Cirilla. Woher kennst du ihn? Woher weißt du, daß er ein Deutscher ist?

Bertha. Daher weiß ich es, weil er mir es selbst gesagt hat.

Cirilla. Er hat dir es selbst gesagt?

Bertha. Ja.

Cirilla. Dir?

Bertha. Mir.

Cirilla. Ei!

Bertha. Ach! er ist gar ein guter, freundlicher junger Herr!

Cirilla. So?

Bertha. Ach! und schön ist er! — schön! — Ich kann's gar nicht beschreiben, wie schön er ist.

Cirilla. Wo hast du ihn denn gesprochen?

Bertha. Ich muß Euch nur alles erzählen —

Cirilla. Nun?

Bertha. Aber — Ihr müßt nicht böse werden!

Cirilla. Erzähle du nur.

Bertha. Seht, wie ich vor acht Tagen in die Stadt gieng, und Eier auf den Markt trug, da —

Da trat der Vater in die Stube, und unterbrach die Erzählung.

Lorenzo schien etwas Wichtiges im Kopfe zu haben. — Er setzte sich nieder, räusperte sich einigemal, und sah dann Frau und Tochter ziemlich bedenklich an. Cirilla stutzte, und Bertha erschrack. Der Vater, blieb gelassen. — Endlich, kam's zur Herzenserleichterung.

Lorenzo. Bertha!

Bertha. Lieber Vater?

Lorenzo. Hast du — — Hol mir erst eine Flasche Wein, Frau!

Mutter und Tochter giengen zusammen in den Keller, holten und brachten den Wein.

Lorenzo. Bertha!

Bertha. Lieber Vater?

Lorenzo. Hast du vor acht Tagen, als du auf dem Markt in Padua warst, mit einem Ritter gesprochen?

Bertha. (zitternd und ängstlich) Ja, lieber Vater. Er —

Lorenzo. Hast du vorgestern den jungen Antonio einen Einfaltspinsel geschimpft?

Bertha. Ja. — Aber er —

Lorenzo. Beides gefällt mir nicht.

Bertha. Aber —

Lorenzo. Beides, war dumm von dir!

Bertha. Aber —

Lorenzo. Aber — Element! (schlägt mit der Faust auf den Tisch) Du sollst nicht mit Rittern sprechen, und sollst den Sohn meines Freundes nicht schimpfen. — Antonio ist ein braver, ehrliebender, junger, wohlhabender Pursch, und du — du bist eine dumme Gans! — Wer war der Ritter?

Bertha. Ein Deutscher, aus unsers Kaisers Gefolge.

Lorenzo. Unsers Kaisers? — Einfältiges Ding! — Unsers, — wenn der Papst will, aber sonst nicht.

Bertha. Je nun, er ist Kaiser! und —

Lorenzo. Raisonire nicht! oder —

Bertha. Ich raisonire nicht.

Lorenzo. Oder — ich schlage dich hinter die Ohren, daß dir die Zähne wackeln. — Sapperment! rede nicht so einfältig. Wenn der deutsche Heinrich *) Kaiser seyn will, so — gehört mehr dazu, als ein paar Schuhe zum Tanze.

Bertha. Das weiß ich wohl. Aber —

Lorenzo. (hitzig) Was?

Bertha. (trotzig) Je nun! er zieht ja mit zwanzigtausend Mann zur Krönung. Da wird er doch wohl Kaiser werden?

Lorenzo. (gelassen) 's kann seyn!

Bertha. Und zwölftausend Mann folgen ihm noch aus Deutschland nach.

Loren-

*) Es war Kaiser Heinrich der Vierte.

Lorenzo. Wer hat dir das gesagt?

Bertha. Der deutsche Ritter.

Lorenzo. (noch gelassener) 's kann seyn! — Wie heißt der deutsche Ritter?

Bertha. Rudolf Wellenberger.

Lorenzo. Hm! — (hitzig) Warum hast du Antonio geschimpft?

Bertha. Weil er's verdiente.

Lorenzo. Was that er?

Bertha. Er wollte — Er wollte mich küssen. Da gab ich ihm einen Stoß, und sagte: Einfaltspinsel! — Das war's. — 's ist ein rechter Tapps, der Kerl!

Lorenzo. Schweig Ritterdame!

Cirilla. Ritterdame?

Lorenzo. Schweigt! — Was sprach der deutsche Edelmann mit dir?

Bertha. Ich soll ja schweigen.

Lorenzo. Mädchen! mach mich nicht hitzig. — Antworte: Was sprach er mit dir?

Bertha. Mancherlei.

Lorenzo. Zum Beispiel?

Bertha. Er sagte, ich sey schön.

Lorenzo. So?

Bertha. Sehr schön.

Lorenzo. So?

Bertha. Ich sey das schönste Mädchen, das er in Italien gesehen habe.

Lorenzo. Da muß er noch nicht weit in Italien gekommen seyn!

Bertha. (empfindlich) Bis Padua, und Montagnana.

Lorenzo. Auch in Montognana war er?

Bertha. Vorgestern, gestern und heute ritt er hier vorbei. — Habt Ihr nicht gesehen? Ich dächte er müßte Euch gerade in den Weg gekommen seyn, als Ihr nach Hause giengt? — Er ist recht artig!

Lorenzo. So?

Bertha. Höflich und schön.

Lorenzo. Und er sagte: du seyst das schönste Mädchen das er noch in Italien gesehen habe?

Ber-

Bertha. Das sagte er.

Lorenzo. Und du glaubst es?

Bertha. Er ist ein Ritter. *)

Lorenzo. Nun! so muß es freilich wohl wahr seyn?

Bertha. Ja wohl!

Lorenzo. Aber — es ist doch nicht wahr.

Bertha. 's kann auch seyn! — Aber, er hat doch auch Augen.

Lorenzo. Er hat seinen Spas mit dir gehabt. Einem einfältigen Dorfmädchen ist leicht etwas weiß zu machen.

Cirilla. Nun — das wollen wir nicht sagen! — so gar einfältig, ist sie denn doch nicht.

Lorenzo. Schweig!

Cirilla. Es giebt Männer in Montognana die weit —

Lorenzo. Sapperment! schweig.

*) Wohlverstanden, Ritterwort, galt als Eidschwur — damals.

Cirilla. Du bist auch heute gar zu wunderlich.

Lorenzo. Schweig! — Was sprach der Ritter noch mit dir? Bertha!

Bertha. Er fragte mich, wo ich wohnte?

Lorenzo. Und du sagtest es ihm?

Bertha. Ja.

Lorenzo. Aha! deshalb reutet er da herum.

Bertha. Ich glaub's fast selbst.

Lorenzo. Ich auch. — Er kann's aber bleiben lassen. Wenn er etwa denkt —

Bertha. Was sollte er denken?

Lorenzo. Er denkt vielleicht mancherlei, und hat nicht viel Gutes im Sinne.

Bertha. Was könnte er Böses im Sinne haben?

Lorenzo. Leichtfertigkeiten.

Bertha. Ich verstehe Euch nicht, Vater!

Lorenzo. Desto besser! — (schlägt auf den Tisch) Sapperment! Ein Ritter und ein Bauermädchen! das gäb einen schönen Roman.

Bertha. Gott bewahre!

Lorenzo. Nun? —

Bertha. Ihr denkt doch nichts Arges von mir?

Lorenzo. Du sollst — Ja! du sollst heurathen.

Bertha. (rasch) Wen?

Lorenzo. Antonio.

Bertha. Den Schöps?

Lorenzo. Mädchen!

Bertha. Lieber Vater! den Pinsel, heurathe ich nicht.

Lorenzo. Auch nicht, wenn ich's haben will?

Es klopfte, und der Nachbar Matheo trat in die Stube.

Matheo. Nun? so hitzig? — Nachbar! was habt Ihr?

Lorenzo. Spuk mit den Weibern. 's wird ihnen aber all ihr Disputiren nichts helfen.

Cirilla. Wer disputirt denn?

Lorenzo. Schweig!

Matheo. Nun, Antonio! so komm doch herein.

Antonio. (kömmt herein) Gott sey mit uns!

Bertha. (vor sich) Ja wohl!

Lorenzo. Setz dich Antonio! dort, bei dem Mädchen, auf der Bank, ist noch Platz.

Antonio. (setzt sich neben Bertha) Wenns erlaubt ist?

Bertha. Sitz, ist Sitz.

Antonio. Ach nein!

Bertha. Mir ists einerlei.

Antonio. Mir', nicht.

Matheo. Wir sind jetzt so alle beisammen, und könnten — Nachbar! wir könnten die Sache gleich abmachen und in's Reine bringen.

Lorenzo. Warum nicht? — Bertha! du sitzest neben deinem Bräutigam.

Antonio. Ja wahrhaftig!

Bertha. Ich weiß kein Wort davon.

Lorenzo. Drum sage ich dir's.

Bertha. Ist's Euer Ernst?

Lorenzo. Mein Ernst? Antonio's Ernst, seines Vaters, und unser aller Ernst ist es, daß ihr beiden Braut und Bräutigam seyn und in sechs Monaten euch heurathen sollt.

Bertha. Bis dahin, wird noch mancher Tropfen Wasser vom Himmel fallen,

Lorenzo. Was das so sonderbar geredet ist! — Willst du, oder willst du Antonio nicht haben? das ist die Frage.

Bertha. Ich muß ja wohl wollen, wenn Ihr wollt. Ihr seyd ja mein Vater und könnt mich zu der Heurath zwingen, aber ich, werde nie vom Herzen Ja sagen.

Lorenzo. Warum nicht?

Bertha. Weil mir Antonio nicht gefällt.

Lorenzo, Hast du einen Liebhaber?

Ber=

Bertha. Nein. — Ich werde aber schon noch einen bekommen.

Antonio. Ach! gewiß den Ritter?

Bertha. Jetzt, bist du auf der Spur! O du Schlaukopf!

Lorenzo. Treib keine Possen!

Bertha. Freilich sollt ich eher weinen —

Lorenzo. Du bist ein Starrkopf! Aber, das hat nichts zu sagen, du heurathest Antonio.

Bertha. Antonio! kommst du deswegen, mich zu heurathen? — Es wird dir schön gehen!

Antonio. Das will ich wohl erwarten.

Bertha. Warum willst du mich aber heurathen?

Antonio. Weil du das schönste Mädchen im Dorfe bist, und weil ich dich lieb habe.

Bertha. Und du willst mich unglücklich machen? Denn mit dir, werde ich nie glücklich seyn. — Laß ab! Suche dir eine andere, und bring mich nicht zur Verzweiflung.

Denn,

Denn, daß ihr's nur alle wißt, muß ich Antonio heurathen, so thu ich mir noch vor der Hochzeit, ein Leid an.

Lorenzo. Mädchen! bist du des Teufels?

Bertha. Ja, das geschieht!

Lorenzo. Was hast du an Antonio auszusetzen? Ist er nicht reich? nicht ein artiger Pursch?

Bertha. Wenn ich's gerade heraus sagen soll, so — — Er ist mir nicht klug genug.

Matheo. Ei, ei! Jungfer Nachbarin! Sie irrt sich. Antonio, ist nicht so dumm, wie er aussieht. Er hat's gleich weggehabt, daß die Jungfer in Padua mit dem Ritter gesprochen hat.

Bertha. Das hat jedermann sehen können. Es geschah ja öffentlich auf dem Markt.

Antonio. Ja! : die Leute guckten auch schön.

Bertha. Das glaub ich! Wenn so ein stattlicher Ritter mit einem armen Mädchen

spricht, da giebt's wohl etwas zu gucken. — Wie nahm ich mich denn aus?

Antonio. Du wärst blutroth im Gesicht, schlugst die Augen nieder, hängtest den Kopf ein wenig auf die rechte Seite, zupftest an der Schürze, und spieltest mit der Schnürkette.

Bertha. Der Ritter hatte eine prächtige Kette, die gieng dreifach auf die Brust herab, und daran, hieng ein großes Schaustück. Er trug eine roth und weiße Schärpe, und ein schwarzes Wehrgehäng mit Gold besetzt. Ach! und die schönen rothen und weißen Federn die auf seinem Hute umher schwankten? — Vater! er hat blaue Augen, und blondes Haar.

Lorenzo. Nun hör nur einmal ein Mensch an! — Ich glaube gar, du hast dich in ihn verliebt?

Bertha. Ach, ich dachte gar! Aber — das muß ich sagen, — wenn ich ein Fräulein wär, den müßt' ich haben.

Lorenzo. Da du aber nur ein Bauermädchen bist so nimmst du Antonio, und damit Punktum!

Ber-

Bertha. Der Ritter sah Antonio stehen und ihn uns angaffen. Da fragte er: „Wer ist denn das Sperrmaul? Doch nicht dein Liebhaber?“ Da antwortete ich: Das wär der letzte unter allen Männern, den ich zum Liebhaber haben möchte.

Lorenzo. Ohne Ausflüchte! — Gieb ihm die Hand. Er ist dein Bräutigam.

Bertha. Vater! quält mich nicht. Macht mich nicht unglücklich! — Ich will euch in allen folgen, aber zwingt mich nur nicht zu dieser Heurath. Es wird nichts Gutes daraus!

Lorenzo. Ich muß besser wissen, als du, was dir gut und nützlich ist. Du bist Antonio's Braut, und auf den Sonntag, ist öffentliche Verlobung. Frau, richte dich drauf ein.

Antonio. Ich freue mich recht darauf!

Bertha. Ich gar nicht.

Antonio. Cospetto di Baccho! wie werden mich die jungen Pursche im Dorfe beneiden! Und der blondlockichte Ritter wird horchen, wenn er hört daß du meine Braut bist?

Bertha. Es ist noch nicht dahin!

Antonio. Es wird aber dahin kommen.

Bertha. Gewiß nicht!

Lorenzo. Mädchen, raisonnire nicht. — Was der Vater haben will, mußt du thun, oder dich soll — Bring mich nicht in die Hitze!

Die Thränen schossen ihr aus den Augen. Sie gieng aus der Stube in den Garten, lehnte sich an einen Baum, und weinte sich recht satt.

All ihr Bitten und Flehen war vergebens. Der Vater blieb unbeweglich, und der bestimmte Verlobungstag nahte sich. Da keimte schnell ein sonderbarer Entschluß in ihrer Seele auf, den sie auch eben so schnell ausführte.

Im ganzen Dorfe war Bertha die beste Spinnerin, und die Faden die sie drehte, drehte ihr, so fein und gleich, kein Mädchen nach. Deshalb wurde ihr Garn auch besser bezahlt

wenn

wenn sie es in die Stadt trug, als das Garn anderer Mädchen. Jetzt hatte sie eben etwas von außerordentlich fein gesponnenen Garne vorräthig. Dieses packte sie zusammen, zog sich so gut an als sie konnte, und lief den Morgen vor ihrem Verlobungstage gerade damit, ohne Wissen ihrer Eltern, nach Padua zu.

Sie gieng auf den Markt. Ihre Augen suchten den fremden Ritter, und die seinigen, suchten die schöne Bertha. So fanden sie sich.

Er. Ei guten Morgen, schöne Bertha! bist du da?

Sie. Ach, Herr Ritter! Ihr wißt gar nicht, wie mirs so schlimm geht.

Er. Du armes Kind! was fehlt dir?

Sie. Alles was ich mir wünsche.

Er. Brauchst du Geld?

Sie. Ach! — Geld kann mich nicht glücklich machen. Aber — Herr Ritter, Ihr seht so gut, und so freundlich aus. Nicht wahr, ihr schlagt mir meine Bitte nicht ab?

Er. Gewiß nicht. — Was willst du?

Sie. Macht, daß ich die Frau Kaiserin sprechen kann.

Er. Die Kaiserin? — Was willst du bei der?

Sie. Ich will ihr dieses Garn verehren. — Seht's einmal an.

Er. Ein schöner, reiner Faden!

Sie. Meint ihr nicht, daß ich das wagen darf?

Er. Warum nicht? — Komm mit mir, Bertha! ich will dir Zutritt bei unsrer Kaiserin verschaffen. Aber du mußt hübsch beherzt seyn, und nicht erschrecken.

Sie. Besorgt nichts! — Führt mich nur zu ihr.

Rudolf nahm die schöne Bertha bei der Hand und führte sie fort. Er drückte ihr auf dem Wege einigemal die Hand, und fühlte endlich den Druck einmal ganz sanft erwiedert. Da sah er sie an, und sah ihr Gesicht mit einer glühenden Röthe überzogen.

Er. Was denkst du jetzt, liebe Bertha?

Sie. (offenherzig) Ich bedauere Euch, daß ich kein adeliches Fräulein bin.

Er. Würdest du — wenn du das wärst — würdest du es denn gern sehen, wenn ich dir die Hand drückte?

Sie. Weit lieber, als jetzt. Denn was kann uns beiden das Händedrücken helfen? Mir brennen alle Glieder, und — Ihr dürft mich ja doch nicht heurathen.

Er. Das wohl nicht! aber —

Sie Und da wollen wir also einander die Herzen nicht schwer machen.

Sie zog, als sie das sagte, ihre Hand aus der seinigen. Er ergriff sie aber schnell wieder und zog sie an sich.

Sie. Ach guter Rudolf! — Laßt das seyn. Es frommt nicht, und dient zu nichts das uns gefallen könnte.

Er. Wenn du mir glauben wolltest! —

Sie. Ich glaube Euch alles.

Er. Ich bin dir recht gut.

Sie. Ach! ich euch auch.

Er. Ich liebe dich!

Sie. Ich Euch auch. Aber das hilft uns ja nichts. — Wir wollen's also seyn lassen.

Er. So gleichgiltig kannst du das sagen?

Sie. Wir können's ja doch nicht ändern. Ich, werde kein Fräulein, und Ihr, werdet kein Bauer werden. Also haben wir auch beide keine Hoffnung uns verbunden zu sehen. Und, redlich meint Ihr's ja doch? Ihr seyd Ja ein Ritter, der's mit Jungfrauen ehrlich und rechtschaffen meinen muß.

Er. Ich werde nie vergessen, liebes Mädchen, was ich dir und mir schuldig bin. Aber, dennoch wirst du mir es nicht wehren, dich recht innig und herzlich, rein und tugendhaft zu lieben?

Sie. Das will, und werde ich Euch nicht wehren. Aber wozu soll es mir und Euch helfen?

Da nahte sich ihnen ein Hofherr der Kaiserin, mit welchem der Ritter sprach, und erfuhr, die Kaiserin lustwandele mit ihrem Gemal im Schloßgarten auf und ab.

Sogleich eilte Rudolf mit Bertha dem Schloßgarten zu.

Der Kaiser kam eben mit seiner Gemalin die Hauptallée herauf. Rudolf gab der schönen Spinnerin Anweisung, wie sie sich verhalten sollte, stellte sie mitten in den Weg, und trat hinter eine Hecke, wo er alles was vorgieng, ansehen und hören konnte.

„Das artige Bauermädchen, — sagte der Kaiser, zu seiner Gemalin? — hat gewiß etwas bei Uns zu suchen?" — und gieng auf sie zu.

„Kind! was willst du?" — fragte er.

Bertha fiel auf beide Kniee, und überreichte der Kaiserin schweigend, und mit hochklopfendem Herzen ihr Garn.

Kaiserin. Was soll das? Willst du mich beschenken? Ei! seht doch mein Gemal! den schönen, reinen, gleichen Faden! — Ich habe so etwas von Feinheit im Garne noch nicht gesehen. *) Wie ein so künstliches Mädchen bist du! — Wie heißest du? wo bist du her?

Bertha. Ich bin aus Montagnana, und heiße Bertha.

Kaiser.

*) Die Kaiserin konnte das wohl recht gut und gültig beurtheilen, denn auch die vornehmsten Damen der Vorzeit gaben sich mit dergleichen weiblicher Arbeit ab. Sie stickten und sponnen, nähten und webten, wie Bürgerinnen, in ihren Zimmern! Das waren ihre Beschäftigungen. — Die silberne Kunkel der Prinzessin Lintgart, Kaiser Ottens I Tochter, kam nach ihrem Tode ins Kloster St. Alben bei Mainz, und die Kaiserin Kunigunde trug als Wittwe, ein dunkelfarbenes Kleid von ihren eigenen Händen gemacht. S. Westenrieder. Histor. Kalender. v. J. 1792. S. 83.

Kaiser. (zu einem Hofherrn) Junker! nicht wahr, das Mädchen ist schön!

Junker. Wohl sehr schön!

Kaiserin. Das Garn willst du mir verehren? — Ich danke dir, liebes Mädchen! — Mein Gemal! das Mädchen — Sie ist doch wohl nicht umsonst gekommen?

Kaiser. Bitte dir eine Gnade aus, Bertha!

Bertha. Ach gnädigster Herr! mein Vater will mich zwingen einen Menschen zu heurathen, den ich nicht ausstehen kann. Helft mir davon!

Kaiser. (lachend) Nun! wenns weiter nichts ist! — Sey ruhig. Dein Vater soll dich nicht zu der Heurath zwingen. — Bitte dir eine Gnade aus, Bertha!

Kaiserin. Muthig, Kind!

Bertha. Ach! was soll ich mir ausbitten? — Gnädigster Kaiser! schenkt mir, was Ihr wollt.

Kaiser. Nun dann, Bertha! du sollst ein Kaiserliches Geschenk für dein Garn haben. Binde den Faden deines Garns bei deinem Hause an, und so viel Land du mit demselben umziehen kannst, soll dir von mir geschenkt seyn. — Mit diesem Brautschatz suche dir selbst einen Mann aus, und deine Erben sollen Edle von Montangnana seyn und genennt werden zu ewigen Zeiten.

Des Kaisers Versprechen wurde sogleich in Erfülluug gesetzt. Ein stattliches Gefolge begleitete unsere Bertha in ihr Dorf. Dort zog sie den Faden, und des Kaisers Herold rufte die Schenkung öffentlich aus.

Antonio wurde nun aus ihrem Bräutigam, ihr Unterthan. — Vater und Mutter konnten sich nicht genugsam über den sonderbaren Vorfall verwundern, und der alte Lorenzo rufte ganz zufrieden aus:

„Das Mädchen, ist eine Wetter-Hexe!"

„Nun Muter! — fragte Bertha; — Kann ich nun wohl einen Grafen erlauern?"

„Freilich, freilich!" — sagte die Mutter.

Aber Bertha, lauerte auf keinen Grafen. — Sie gieng wieder in die Stadt, suchte den Kaiser und seine Gemalin auf, und dankte für die ihr erzeigte Gnade.

Der Kaiser. (lächelnd) Du bist also doch mit mir zufrieden?

Bertha. Ach gnädigster Herr Kaiser! Gott gebe Euch langes Leben und ewiges Heil! Ihr seyd ein gar zu guter, milder Herr, es kann Euch nie fehlen. *)

*) Dieses frommen Wunsches ungeachtet, fehlte es dem guten Kaiser Heinrich IV. in der Folge doch oft, sogar am nöthigsten Lebensunterhalte. Als er von seinem eigenen Sohne verrathen, nach Lüttich flüchten mußte, gerieth er in den drückensten Mangel. Ja, eines Tages, war er so gar genöd-

Kaiser. Wir danken Euch, Fräulein Montognana! der Himmel lasse es Euch auch wohl gehen, und beschere Euch einen guten, frommen, edlen Mann!

Bertha. Ich kenne einen, der wohl gut und edel ist. Den möchte ich gern haben, wenn er mich haben will.

Kaiser. Wie heißt er?

Bertha. Ritter Rudolf Wellenberger.

Kaiser. Der? — Nun, du hast nicht übel gewählt.

Bertha. Nicht wahr?

Kaiser. Er ist jung, und edel. — Rudolf! was meinst du?

Rudolf. Gnädigster Herr! —

Kaiser. Willst du sie?

Rudolf. Ich liebe sie.

nöthiget, seine Streitstiefeln für Brod zu verkaufen, und seine Armuth stieg nach und nach auf das Höchste. — S. Westenrieder Histor. Kalender, v. J. 1793. S. 296.

Kaiser. Oho! — da haben wir's! — Hörtest du das, Bertha?

Bertha. Ja wohl! — Ich liebe ihn auch.

Kaiser. Nun, so ist da nichts zu zaudern. — Frisch! Gebt Euch die Hände.

Rudolf. (giebt ihr die Hand) Nun Bertha! bist du ja doch mein.

Bertha. Mein! (schlägt ein) — Dein, bis in den Tod!

Kaiser. Der Spas endiget sich ja allerliebst! — Nun feiern wir eine Hochzeit?

Bertha. So bald, wie möglich!

Kaiser. Das heißt Aufrichtigkeit! — Wozu noch Aufschub? — Heda Kaplan! gebt die Leutchen zusammen, daß ihnen die Zeit nicht lang wird. — Rudolf! du hast eine schöne Braut!

Bertha. Und sollst ein treues Weib an mir bekommen.

Der Kaplan kam, und Bertha und Rudolf wurden Mann und Frau. Den Hochzeitschmauß, gab der Kaiser.

Nachher wollten es andere Mädchen auch so gut haben wie Bertha, setzten sich hin, spannen die zierlichsten Fäden, und brachten das Garn der Kaiserin. Aber die Kaiserin lächelte, und sprach:

„Ihr guten Kinder! es ist nicht mehr um die Zeit daß die Bertha zu spinnen pflegt.“

III.

III.

Gesicht
Graf Albrechts von Zimbern.

Froh und wohlgemuthet haußte im XII. Jahrhundert Graf Albrecht von Zimbern auf seiner stattlichen Burg und freute sich im schönsten Wohlgenusse seines Lebens. Beigelegt waren einige nachbarliche Fehden, die Rüstungen hiengen an der Wand und das Schwert stak ruhig in der Scheide. Albrechts Unterthanen erfreuten sich einer erwünschten Ruh und sichtbarlich wurde ihr Wohlstand.

Albrecht selbst vertrieb sich die Zeit bei frohen Gelagen und liebte die Jagd mit Leidenschaft.

Sein Burg-Kaplan rieth ihm sich zu verheurathen, und Albrecht ritt in der Nachbarschaft umher sich ein Weib zu suchen die seinem Herzen gefiel; aber noch bis jetzt, hatte er, was er suchte, nicht gefunden.

Indessen sprach sein Freund Graf Erchinger von Mogenheim oft bei ihm ein. Sie überließen sich fröhlichen Tafelfreuden, verzechten und verjagten die Stunden in freundschaftlicher Eintracht.

Einst *) — erzählt die Geschichte, **) — ritten die beiden Freunde in den Wald Stromberg, im Zabergau gelegen, auf die Jagd, und kamen durch Zufall, bald von einander.

Ein Hirsch von ungewöhnlicher Größe brach aus dem Gebüsch hervor und setzte sich flüchtig in Lauf. Albrecht stürzte hitzig hinter dem aufgeschreckten Wilde drein, und verfolgte es so lan-

*) Nach der Angabe, im Jahr 1134.

**) Nach Ernsts Historisch. Bilderhause. Altenburg. 1684. III. Th. S. 532 — 535. welcher als Beleg seiner Erzählung, anführt: Jo. Jac. Speidelii Speculum Var. Observ. Norimb. 1683. voce Geist. no. 46. F. 440. — Vom Ursprunge und Geschlechte der Grafen von Zimbern überhaupt, befinden sich Nachrichten in Lucä Grafen Saal. S. 808 — 816.

lange, bis es seinen Augen auf einmal entschwand.

Verschwunden war der Hirsch, und vor ihm stand ein Mann, schreckbar von Gestalt und Wesen. Lang hieng sein starkes schwarzes Haupthaar über seine Schultern hinab, gleich Feuerkugeln funkelten ihm die Augen im Kopfe, und weit geöffnet war sein brauner Mund. Ein graues Gewand umfloß seinen Leib, und Arme und Füße waren blos.

Albrecht, gewiß keiner der Furchtsamsten, bebte heftig vor dieser sonderbaren Gestalt zusammen, schlug ein Kreuz, und suchte sich zu entfernen. Aber hoch auf bäumte sich sein scheuer Hengst, schnaubte heftig, und gieng nicht vom Platze.

Da fieng die furchtbare Gestalt zu reden an, und sprach:

„Albrecht! ermanne dich und sey ohne Furcht. Hier gilt es weder Leib noch Seele."

Der Graf faßte sich nach und nach, aber er konnte die Sprache noch nicht finden. Die Zunge schien ihm gelähmt zu seyn.

Die Gestalt aber fuhr fort zu sprechen:

„Albrecht! fürchte nichts, fasse dich, und sey ruhig. Es soll weder deiner erlößten Seele noch deinem stolzen Leibe das geringste Leid geschehen."

Endlich kam nach und nach, Albrechts verlorene Sprache wieder. Doch nicht ganz ohne Zittern fragte er:

„Wer bist du?"

„Ich bin" — antwortete die Gestalt; — „ein Diener der Allmacht. Der über uns alle ist, sendet mich dir etwas zu offenbaren."

Er schwieg, und Albrecht fragte:

„Was willst du mir offenbaren?"

„Vielerlei merkwürdige Dinge."

„Rede!"

„Folge mir."

„Wohin?"

„Folge mir getrost."

„Wohin?"

„Fürchte nichts, und folge mir. — Ich will dir zeigen, was du vorher noch nie gesehen hast, und niemals wieder sehen wirst. Für dich ist keine Gefahr dabei.“

„Aber —“

„Du bist unentschlossen? — Unentschlossenheit und Furcht ziemen keinem tapfern Ritter. Entschließe dich, fürchte nichts, und folge mir.“

„Wohlan denn! — Wie du willst. Ich folge dir.“

Albrecht folgte der Gestalt die ihn bald aus dem Walde, in eine schöne Gegend führte. — Auf einer kleinen Anhöhe, mitten in einem furchtbaren von hellen Bächen durchströmten Thale, lustig und fröhlich anzuschauen, lag ein schönes mit vielen Thürmchen gekröntes, mit goldenen Fähnlein geziertes, starkes Schloß vor ihm. Das Schloß hatte er noch nie gesehen; die reizende Gegend war ihm unbekannt.

Sein Führer gieng gerade auf dieses Schloß zu. Er folgte ihm stillschweigend nach.

Endlich fragte er ganz bescheiden:

„Sag, Lieber! wo sind wir? Wer ist der Herr dieser prächtigen Burg?“

Er erhielt keine Antwort auf diese Frage, und war eben im Begriff sie zu wiederholen, als er einige wohlgekleidete Knappen gewahr wurde, die stillschweigend auf ihn zukamen, nahe vor der Zugbrücke des Schlosses, ihm das Pferd abnahmen und ihm zu Diensten waren.

Verwunderungsvoll fragte der Graf seinen Führer:

„Wer sind diese, die so stillschweigend kommen, und wieder von dannen gehen, ohne ein Wort zu sprechen?“

Da antwortete ihm sein Führer:

„Wundere dich nicht über das Stillschweigen dieser Diener und rede sie auch nicht an. Sprich nur mit mir allein, und thue was ich dir heißen werde.“

Der Graf wiederholte die Frage:

„Wem gehört dieses Schloß?“

Sein Führer beantwortete diese Frage nicht, und Albrecht folgte ihm unmuthig und nicht ohne Beklemmung, in das Schloß nach.

Sie traten in einen schönen großen Saal. — Hier sas ein stattlicher Fürst mit seinen Dienern und Räthen an einer wohlbesetzten Tafel und genossen schweigend eine herrliche Mahlzeit.

Kaum trat Albrecht in den Saal als die Räthe und Diener aufstanden, sich ehrfürchtig vor ihm neigten, und sich dann wieder niedersetzten, und speißten.

Die Speißen wurden in goldenen und silbernen Geschirren, doch alles stillschweigend, aufgetragen, und eben so, wieder abgenommen.

Albrecht stand und staunte an, was er sah.

Als er nun eine Zeitlang so gestanden und alles genau besehen hatte, erinnerte ihn sein Führer an's Fortgehen, doch hies er ihn vorher, sich gegen den Fürsten und seine Gäste abschiednehmend zu neigen. — Albrecht that

was ihm geheißen wurde, erhielt Gegenverbeugungen von den stillschweigenden Gästen und folgte seinem Führer hinaus vor das Schloß nach, wo ihm die Diener wieder stillschweigend sein Pferd zuführten, wo er sich aufsetzte und der Gestalt nach dem Walde zu, nachfolgte.

„Da fragte der Führer ihn endlich:

„Was denkst du von dem allen?“

„Ich bin voll Erstaunen und Verwunderung;“ — antwortete Albrecht. — Sag mir, wer waren jene die ich in dem Schlosse an der Tafel sah?“

„Der Fürst“ — begann jener; — „den du an der Tafel sah'st, war deines verstorbenen Herrn Vaters Bruder, Friedrich von Zimbern, ein frommer Mann, der auch im heiligen Lande wacker zur Ehre Gottes, gegen die Ungläubigen stritt. Ich aber, und seine Gäste, die du an seiner Tafel sah'st, waren bei unserm Leben Friedrichs Diener. Jetzt, sind wir zu schweren, unaussprechlichen Strafen verdammt. Denn als Friedrich noch hinieden mit uns lebte, belastete er seine Unterthanen

mit

mit unerschwinglichen Abgaben, Krieg zu führen gegen die Ungläubigen, und seine Ritterschaft und Knechte wohl zu unterhalten. Wir alle gaben ihm dazu, leider! Rath und That und müssen nun dieser Unbarmherzigkeit wegen schwere Stafe leiden. — Dir aber habe ich dieses offenbaren sollen, damit du dich vor solchen und andern Sünden hüten, und ein frommes Leben führen magst. — Jetzt blicke zurück nach dem Schlosse, welches wir so eben verlassen haben." —

Albrecht drehte sich herum, und sein Führer, war verschwunden. — Wie er aber nach dem Schlosse sah, erblickte er es in vollen Flammen. Er empfand den Schwefel und Pechgeruch der Flammen die das Schloß verzehrten, und hörte das Aechzen und Stöhnen, das Wehe-klagen und Schreien gemarterter und gequälter Menschen. — Furcht und Zittern überfiel ihn. Er sprengte in den Wald, sties ängstlich in sein Jagdhorn, und rufte seine Begleiter herbei.

Er traf alsobald auf seinen Freund Erchinger und auf seine Jäger, aber diese konnten

ihn nur an seinen Kleidern und Waffen erkennen, denn er selbst war eisgrau geworden, und kam als ein alter Mann zurück.

Schrecken und Erstaunen bemächtigten sich ihrer und seiner selbst als er sich im ersten ihnen aufstossenden Bache betrachtete.

Er erzählte Erchingern und seinem Kaplan sein gehabtes Gesicht, nahm guten Rath an, that alle Eitelkeit von sich, lebte still und fromm auf seiner Veste, und baute auf den Platz wo er die Erscheinung gehabt hatte, ein Kloster, welches er gar reichlich und wohl begabte.

IV.

IV.

Kunz der Leiermann.

In allen Städten und Dörfern welche Kunz der Leiermann durchzog, war er als ein lustiger Bruder bekannt, und wohin er kam, nahm man ihn gern auf. Er selbst aber, hatte sich so sehr an eine herumstreifende Lebensart gewöhnt, daß er nirgends sich häuslich niederlassen mochte, ob ihm gleich deshalb schon mancherlei gute Anerbietungen waren gethan worden. Und so war er auch schon vierzig Jahr alt geworden, ohne daß er je Lust und Liebe genug empfunden hatte seinen Nacken in das sanfte Joch der Ehe zu schmiegen. Er liebte, wie er sagte seine Freiheit viel zu sehr, als das er es hätte wagen wollen, sich und seine Lebenstage der Laune eines Weibes zu übergeben.

„Denn — sagte er, in seiner gewöhnlichen Art etwas witziges zu sagen; — Da ich schon eine

eine Leier im Hause habe, brauche ich kein Brummeisen. Die Leier ernährt mich, das Brummeisen aber, müßte ich ernähren."

Noch einige Ausdrücke werden hier dem bösen Leiermanne nicht nachgeschrieben, da sie einen gewissen Theil des menschlichen Geschlechts betreffen, von welchem der Referent dieser Geschichte ganz anders denkt als Meister Kunz dachte.

Aber der vierzigjährige Knabe dachte nun einmal so!

Doch kann man ihm nicht nachsagen daß er dem schönen Geschlecht ganz abhold gewesen sey, sondern man weiß vielmehr, und wir werden es lesen, daß der Vogel mit der damaligen Gastwirthin zur goldenen Krone, zu Forchheim, der allerliebsten verwittweten Frau Schnippedille, mancherlei zärtliche Augenblicke feierte. Aber nur gegen eine Verheurathung war er so sehr eingenommen, daß er sich bis an das Ende seines Lebens nicht entschließen konnte, ein solches Band zu knüpfen, das damals nicht so leicht wieder, wie in unsern aufgeklärten, glück-

lichen Zeiten, gelößt war, wenn es einmal der geistliche Herr haben wollte, daß es geknüpft bleiben sollte.

Diese Frau Schnippedille war eine gar artige Frau, wie jedermann, der sie gekannt hat, bezeugen muß; damals, als Kunz sie kennen lernte, in der Mitte ihrer Zwanzig, jetzt, in der Epoche in welcher wir Kunzen aufstellen, in der Mitte ihrer Dreißig, braun von Haar und schwarz von Augen, ein wenig rund, wie die schönen Forchheimerinnen gewöhnlich zu seyn pflegen, von Brust und Wangen vollkommen, und freundlichen Angesichts. — Man konnte ihr eben nicht nachsagen, daß Kunz der einzige glückliche Sterbliche sey der sich ihrer Freundlichkeit rühmen konnte, aber das ist wahr, daß sie, so lange ihr lieber Leiermann bei ihr war, — nur blieb der Vogel nicht gern lange an einem Orte, — daß sie alsdann, mit keinem andern Manne als mit ihm, freundlich that, daß sie ihm seine paar Gulden die er aufgehoben wissen wollte, getreulich aufbewahrte, und daß sie, als eine Gönnerin der Kunst, nie,

we=

weder Schlafgeld noch Zeche, von ihm bezahlt nahm.

War Frau Schnippedille nicht ein allerliebstes, selengutes Weib?

„Dies alles beiläufig gesagt, eilen wir nun zu unserer Erzählung, welche im Mai beginnt, als Kunz eben sein vierzigstes Jahr angetreten hatte, und immer noch von seiner geliebten Schnippedille mit gleicher Zärtlichkeit, wie vor zehn Jahren, geliebt wurde.

„Eben so zärtlich wie vor zehn Jahren?" — fragt einer meiner Leser ganz nachdrücklich.

Ich antworte:

„Ja!"

aber, ich setze, um meiner Glauwürdigkeit nicht zu schaden, hinzu:

„Er war oft des Jahrs in verschiedenen Jahreszeiten, kaum acht Wochen bei ihr."

„Ja so!" — sagt jener Zweifler.

Ich erzähle.

Kunz hatte eben Koburg verlassen, wo es für seine Kunst wenig zu verdienen gab, als er ganz mißmuthig auf die Vaterstadt der schönen Künste und Wissenschaften, auf Bamberg, zu schlich.

Kein Wunder, daß unser Leiermann dort mehr zu verdienen hoffte, denn dort gab's einen Bischoff und Domhern die Geld hatten, und die die Unterhaltung der Leier liebten. — Er wußte das schon.

Aber diesmal — So gehts in der Welt, die grundfesteste Hoffnung ist oft die trüglichste! Diesmal, irrte er sich doch in seiner gemachten Rechnung. Denn als er in die Musenstadt Bamberg trat, erfuhr er, zu seinem Leidwesen, vor drei Tagen sey der Bischoff an einer Indigestion gestorben, hier sey Landtrauer, und kein Instrument dürfe, die Glocken ausgenommen, jetzt ertönen.

Die Domherrn thaten als wären sie über den Heimgang des Bischofs betrübt, und die Einwohner der Stadt thaten auch so. Also blieb unserm Leiermann weiter nichts übrig,

als

als sich wieder auf die Beine zu machen. Da er aber sehr müde war, und noch zwei Gulden bey sich hatte, quartirte er sich in das goldene Einhorn ein, und war fest entschlossen auszuruhen, ehe er nach Forchheim gieng, dort der Geliebten seines Herzens, Frau Schnippedillen seine gewünschte Gegenwart zu gönnen.

Der Wirth zum Einhorn, der alte Bierling, Kunzens guter Bekannter, schüttelte den Kopf als er ihn kommen sah, und rufte ihm entgegen:

„Ei Kunz! du kömmst jetzt zu keiner frohen Zeit.“

Kunz. Ich hab's schon am Thore vernommen.

Bierling. 's ist großes Leidwesen in unserer lieben Stadt!

Kunz. Ja, ja! ich merk's und kann mir's einbilden!

Bierling. Nichts als Trauer überall!

Kunz. Die Glocken schreien's ja laut genug aus.

Bierling. Du dauerst mich. Hier nicht's, in Forchheim nichts —

Kunz. Ach ja! in Forchheim doch. — So ganz im Stillen.

Bierling. In der Krone? O du Spitzbube!

Kunz. Das bin ich nicht.

Bierling. Ein Spaswort! Wir kennen uns ja. — Kömmst du aus Thüringen? Sind die Häringe wohlfeil?

Kunz. Geh hin, und frag die Thüringer. — Freund! es giebt viel Kunstliebe in Thüringen.

Bierling. Aber wenig Geld.

Kunz. Wenn's die Kunst gilt, so machen sie's in Thüringen doch möglich, ihr Scherflein zu bringen.

Bierling. Sie sind aber nicht reich.

Kunz. Dazu, bedarf's eben keines Reichthums. Es thuts ja nicht Einer. — Aber wo man reich ist, da —

Bierling. Ist man reich.

Kunz. Freilich, altes Einhorn! — Was macht deine Frau?

Bierling. Gleich kömmst du mit der Frau! Du weißt —

Kunz. Wohnt der freundliche Domherr dir noch gegenüber?

Bierling. Nein.

Kunz. Wenn er Bischoff würde, so — könntest du es gut haben. Er war ja dein Freund.

Bierling. Ach Gott, ja! Aber der, wird nicht Bischoff. Dazu ist er viel zu jung. Wir müssen alle fünf Jahre eine Trauer haben, anders thun's die Herrn gar nicht. Sie sollten nur Gastwirthe seyn, da würden sie ganz anders denken lernen.

Kunz. Und Leiermänner!

Bierling. Ohne Spas! — 's ist zu arg! — In so kurzer Zeit, drei Landtrauern —

Kunz. 's ist zum allgemeinen Besten.

Bierling. Das allgemeine Beste dieser Art, schenke ich einem jeden der's haben will.

Kunz. Du bist ein unzufriedener Mensch! — weißt du wohl, daß ich weder Einhorns Wirth noch Bischoff in Bamberg seyn möchte?

Bierling. Was denn?

Kunz. Was ich bin: Kunz der Leiermann. — Ich bin immer zufrieden, und nehme es mit, wie es kömmt.

Bierling. Das muß ich auch thun!

Kunz. Und also! was brummst du? — Mich hungert. Müde bin ich auch.

Bierling. Nun, so komm herein, alter Schnackenchrist!

Kunz, Du bist über zwanzig Jahr älter, als ich.

Bierling. Ach! ich dachte gar.

Kunz Sey still! deine Frau hat mir's gesagt.

Bierling. Du trinkst doch gern gleich ein Glas Forchheimer Bier? — Das Bier, ist im Grunde auch das Beste in ganz Forchheim.

Kunz. Stark geirrt! Ich weiß es wohl besser, was das Beste in Forchheim ist.

Bierling. (lachend) Etwa die Storchnester?

Kunz. Auf der Krone ist kein's.

Bierling. Du alter Sünder!

Kunz. Du bist ein noch weit älterer Sünder, als ich einer bin.

Bierling. Was willst du speißen?

Kunz. Darüber will ich mit deiner lieben Frau sprechen.

Bierling. Was ist das? du gehst ja auf der rechten Seite schief?

Kunz. 's kann seyn! ich habe viel Geld bei mir, und das steckt alles rechts.

Bierling. Thüringer Pfennige?

Kunz. Freund! wenn wir sie nur alle hätten.

Bierling. Ei! — Was giebt's denn sonst Neues in Thüringen?

Kunz. Herzog Wilhelm *) hat sein Kätchen, **) geheurathet, und es hat eine große Hochzeit gegeben. Ich war eben im Voigtlande, sonst hätte ich wohl auf der Hochzeit etwas verdienen wollen.

Bierling. Nun, ich denke, in Franken, soll dir's auch nicht am Verdienst fehlen.

Kunz. Ach nein! die Fränkischen Herrn und Junker — wenn sie wollen, — zahlen gut. Ich habe schon manchen Gulden in Franken zusammen geleiert.

N 3 Bierling.

*) Dies war Herzog Wilhelm III., genannt der Tapfere. Man hatte von ihm das Sprichwort: Wenn Herzog Wilhelm zu Weimar die Sporen anlegt, so hört man sie im ganzen Reiche klingen. Er selbst nennte sich: Einen Fürsten des Landes, und Obristen Handhaber aller guten Werke. Gewiß, ein schöner Titel! — S. Birken. Sächß. Heldensaal. II. Th. S. 32. 35. und Reinhard Meditat. de jure princip. Germ. e. primis Saxon. circa sacra. p. 64.

**) Diese war Katharina, geborene Brandstein, des Herzogs zweite Gemalin. Das Beilager wurde i. J. 1463. gehalten. — Wir wissen also nun, in welche Zeit Kunzens Geschichte fällt.

Bierling. Nimm dich aber nur in Acht, daß dich nicht einmal etwa die Knechte eines Staudenhechtleins, *) deren es so manchen im lieben Frankenlande giebt, beim Kragen nehmen, wenn sie dich auf der Straße antreffen, und dir deine erleierten Pfennige abnehmen!

Kunz. Es hat mich oft selbst gewundert, daß das nicht schon längst geschehen ist, denn ich bin schon manchem Pferde nahe gewesen, das den Kaufleuten die Seckel abbeißt. Sie haben mich aber noch nie für einen Buschfisch genommen. **) Indessen, sollte es einmal ge-

sche=

*) Staudenhechtlein, wurde damals ein Junker genennt der vom Raube lebte, und die Reisenden ausplünderte. S. Cyr. Spangenbergs Adelsspiegel. I. Th. S. 56.

**) Von dergleichen Raubjunkern, die wie man zu sagen pflegte, ein Stegreifleben führten, (S. Romant. Gesch. der Vorz. IV. Th. S. 25. 272. V. Th. S. 50.) hatte man noch mancherlei sprichwörtliche Redensarten. So sagte man z. B. Sie hielten Pferde die den Kaufleuten die Seckel abbissen. Ihre Handthierung nennte man auch: Im Busche fischen. Auf diese Redensarten, spielt hier Kunz an. — S. Spangenbergs angef. Adelssp. I. Th. S. 56. von diesen Ausdrücken.

schehen, so will ich nur um mein Leben bitten, hernach will ich den Verlust schon wieder bekommen. — Jetzt, laß uns in's Haus gehen, und uns pflegen.

Als Kunz ausgeruhet hatte, verlies er Bamberg, und eilte auf Forchheim zu, wo er ganz unerwartet ankam. Frau Schnippedille stand eben in der Küche und mengte eine Fastenspeise ein, als ihr Herzliebster ganz leise herzu trat, und einen sanften Kuß auf ihren Nacken drückte.

Sie. (fährt herum) Nun! was soll — Ach Kunz! — Tausendmal willkommen.

Er. Da bin ich, liebes Trautchen! mit Leib, Seel, und Leier. Aber — aber! euere Landtrauer —

Sie. Laß Trauer, Trauer seyn! Bei mir ist Freude, da ich dich sehe. — Ich dachte nicht, daß du sobald kommen würdest.

Er. Ich eilte, dich zu sehen, mein herzallerliebstes Leben!

Sie. Geh hinauf, in meine Stube, und mache dir es so bequem und gemüthlich, als es nur seyn kann.

Die liebe Frau Kronenwirthin behielt ihren Kunz ganze drei Wochen in ihren Liebesarmen; dann aber, versah sie ihn mit einem guten Zehrpfennig, und lies ihn wandern. In einigen Monaten, versprach er, wieder bei ihr zu seyn.

Es war ein schwüler Tag als Kunz Forchheim verlies. Seine Traute begleitete ihn über eine halbe Stunde weit, gieng dann, sehr bewegt, wieder in die Stadt zurück, und lies Kunzen wandern.

Dieser gieng gerade auf Nürnberg zu, spielte in vornehmen Häusern lustig auf, nahm einen feinen Zehrpfennig mit aus der Stadt, und gieng weiter, willens, Hall und Heilbronn

zu

zu besuchen, und sich dann tiefer nach Schwaben hinein zu begeben.

In der Gegend bei Hall, war's nicht allzugeheuer. Die Stadt hatte mit dem Limpurger Schenken *) damals Fehde, viele kleinere Ritter hatten sich zu dieser oder jener Parthie geschlagen, und die Wege wurden von Landplackern und Staudenhechten sehr unsicher gemacht. Das vernahm Kunz schon in Nürnberg, aber er lies sich durch diese Nachricht doch nicht abhalten seinen Weg fortzusetzen, und so geschah, was wir lesen werden.

Vier Stunden von Hall, lag Kunz eben unter einem Baume auf blachem Felde, und ruhte aus, als einige Knechte rasch auf ihn zusprengten.

Er zog sein Hütlein und grüßte sie ganz höflich. Sie aber, dankten ihm nicht einmal.

Der eine von den Knechten, fragte trotzig:

 „Gauch!

*) Es war Schenk Friedrich V. Von dessen Fehden findet man Nachricht im I. Th. der Gesch. der Grafsch. Limpurg, von H. Prescher. Stuttgart. 1789.

„Gauch! wer bist du?“

„Ein Leiermann.“

„Wo kömmst du her?“

„Jetzt, von Nürnberg.“

„Wo willst du hin?“

„Nach Hall.“

„Leere deinen Sack aus.“

„Hier ist der ganze Sack. Laßt mir nur mein Leben, und meine Leier.“

„Ist Geld in dem Sacke?“

„Meine ganze Baarschaft.“

„Zieh Wamms und Hosen aus.“

„Ach liebe Herrn! laßt mir doch meine Kleider. Ich bin ein armer Spielmann.“

„Zieh aus, sage ich!“

„Habt doch Erbarmen!“

„Kreuz und Strick! zieh aus, oder du sollst bedient werden.“

Kunz sah daß hier keine Vorstellungen galten, also entkleidete er sich. Als er nun im

Hemde

Hemde vor den Knechten stand, wagte er noch eine Vorbitte.

„Schweig!“ — schrie ihm der trotzige Knecht entgegen, indem er den Sack und die Kleidungsstücke auf seinen Klepper packte; — „Schweig! und spiele sogleich ein Lied das einen Landsknecht erfreuen mag, sonst zerschlage ich dir die Leier.

Kunz ergriff ängstlich die Leier, spielte und sang das schöne Lied:

„Auf wackrer Landsknecht! auf in's Feld!
Schon riech' ich Wein und Braten. ꝛc.“

Die Knechte lachten laut auf, und ritten endlich davon.

Kunz war in einer schlimmen Lage und dachte jetzt bald an den Einhorn Wirth in Bamberg, bald an seine schöne Freundin in Forchheim.

Er sann noch nach, was er anfangen wollte, als er abermals ein Pferdegetrappel vernahm. — Jetzt, stieg seine Angst noch höher.

„Ach Gott!“ — seufzte er; — „nun habe ich nichts als mein Leben und meine Leier. Wie wird mir es ergehen?“

Er wollte eben auf den Baum steigen, da stand schon ein wilder Bracke vor ihm, fletschte die Zähne, und knurrte ihn mit funkelnden Augen an. Kunz getraute sich nicht vom Flecke zu gehen, und seine Angst stieg aufs Höchste, als er einen Ritter an der Spitze von sechszehn Reisigen erblickte.

Sogleich ergriff er seine Leier, spielte und sang:

„Ich bin ein armer Leiermann,
und bitte, nehmt Euch meiner an ꝛc.“

Der Ritter hielt an, und fragte ihn, wie er in dieses Unglück gerathen sey? — Kunz erzählte ihm aufrichtig, was geschehen war. Der Ritter lies ihm einen Mantel geben, und befahl einem Knecht den Leiermann mit aufs Pferd zu nehmen.

Des war Kunz herzlich froh, und dankte dem Ritter mit Thränen in den Augen.

Der Ritter war der Limpurger Schenk Herr Friedrich, und der Ritt gieng auf sein Schloß zu, wo Kunz auch mit einzog.

Friedrich befahl sogleich, als er vom Rosse abstieg, seinem Rüstmeister für den Leiermann zu sorgen, ihm Kleider und Nahrung zu geben, und ihm ein Nachtlager anzuweisen.

Das geschah.

Als Kunz den folgenden Tag sich kaum den Schlaf aus den Augen gerieben hatte, wurde er zu Friedrichen gerufen.

Friedrich. Nun, Gesell! wie hast du geschlafen?

Kunz. Sicher unter Euerm Dache, aber wie einer, der ausgezogen, und mit Gewalt bedient worden ist.

Friedrich. Hattest du viel Geld bei dir?

Kunz. Schier über zehn Gulden.

Friedrich. Das laß ich gelten!

Kunz. Ich mußte es wohl gelten lassen.

Friedrich. Es waren also lauter Gauche ohne Wappen? *) Blanke Schmitfesseln? **)

Kunz. So viel ich bemerkt habe, war nichts Edles dabei.

Friedrich. Waren ihre Pikelhauben ***) bebuscht?

Kunz. Der eine hatte seine Stahlkappe mit einem weiß und schwarzen Büschlein besteckt.

Friedrich. So waren es Hallische Knechte.

Kunz. Gott segne ihnen das, was sie mir nahmen! Aber — daß sie mich sogar entkleideten —

Fried=

*) Die Knechte, führten und durften kein Wappen im Schilde führen. Auch führten sie nicht einmal Schilde selbst. Trug ein Knecht ein Schild, so gehörte es seinem Herrn, dem er es nachtrug. Daher, die Benennung Schildknecht. S. Crusius Annal. Suer. P. 3. l. 5. c. 11. f. 289.

**) Eine Benennung der Reißigen Knechte. Ibid.

***) Die Benennung eines Halbhelms, dergleichen die Knechte trugen.

Friedrich. Sie haben's gebraucht, denn die Stadt soldet nicht hoch. — Du kannst bey mir bleiben, bis du dich wieder ein wenig von dem Schreck erholt hast. Ich höre gern singen und spielen. Weib und Kindern wirst du auch die Zeit vertreiben mit Sang und Spiel, und gehst du wieder fort, so soll mein Seckelmeister dir einen Zehrpfennig reichen.

Kunz nahm dieses Anerbieten an, spielte, sang und vergas schier all sein Leid.

Drei Tage darauf, zog der Schenk mit starker Macht gegen seine Feinde aus, und kam siegreich und mit Beute beladen zurück. Deshalb gab er den Seinigen ein großes Fest, bei welchem es sehr lustig hergieng. Es wurde stark gezecht, und ehe es Nacht wurde, kroch mancher schon mit schwerem Kopfe in eine Ecke, des fernern Trinkens überhoben zu seyn. So machte es auch Kunz, als die Freude gar zu wild wurde. Er nahm seine Leier zu sich, und

kroch

kroch in eine Ecke des Rüstsaals, wo er auf Sätteln und Mänteln ein Nachtlager fand. Er entschlief bald und konnte nicht wissen, wie lange er geschlafen hatte, als er von einigen Trompetenstößen erweckt wurde.

Er fuhr auf, rieb sich die Augen, und sah den Saal erleuchtet. In des Saals Mitte stand eine gedeckte und reichlich besetzte Tafel. Das wußte er sich nicht zu erklären. Er richtete sich auf, und schaute mit Verwunderung umher.

Die Trompeten ertönten wieder, und die Saalthür flog auf.

Da rauschten Paar und Paar die Gäste herein, herrlich gekleidet, aber alle leichenblaß vom Gesicht, und setzten sich zur Tafel. Die Diener kamen, sie zu bedienen. Keine der anwesenden Personen, sprach ein Wort.

Der Mundschenk öffnete eine Fallthür im Esterich des Saals, nahm viele goldene Gefäße heraus, und besetzte damit die Tafel.

Das stille Gastmal war sonderbar anzuschauen, und Kunz merkte wohl, daß er sich jetzt nicht in Gesellschaft der Lebendigen befand. Sein Herz klopfte stark, und er seufzte laut auf.

Da drehte ein Alter aus der Gesellschaft den Kopf herum, gewahrte den ängstlichen Leiermann, nahm einen Becher vom Tische, und winkte dem Mundschenken. Dieser goß den Becher voll Wein, und brachte ihn mit höflicher Geberde zu Kunzen. Er nöthigte ihn schweigend, den Becher anzunehmen, und Kunz griff endlich zu. Er nahm den Becher, getraute sich aber nicht zu trinken, setzte ihn neben sich, und ergriff seine Leier. Mit zitternder Hand und Stimme, spielte und sang er:

„Lobt alle mit mir Gott den Herrn,
Der uns erschaffen hat ꝛc.“

Zu seiner größten Verwunderung, stimmte die ganze stumme Gesellschaft auf einmal in seinen Sang ein, und als er geendiget war, zogen die Gäste wieder Paar und Paar zum Saale hinaus. Die Tafel wurde fortgetragen, der

Mundschenk verschloß die goldenen Becher wieder dahin, woher er sie genommen hatte, und war der Letzte, der den Saal verlies.

Kunz durchwachte die Nacht mit großer Bangigkeit und erblickte, als es Tag wurde, den goldenen Becher, der ihm gereicht wurde, neben sich. Aber er war leer und von dem hineingegossenen Weine, war kein Tröpfchen mehr darinne. — Er nahm den Becher zu sich, und eilte damit zu Friedrichen. Diesem erzählte er den Vorfall, und zeigte ihm den Becher. Der Schenk besah und fand ihn mit dem Wappen seiner Familie bezeichnet.

Er erstaunte und dachte der Begebenheit nach. — An dem Platze, den ihm Kunz zeugte, lies er im Saale das Esterich aufreissen, und fand einen schönen, wohlverwahrten Schatz an Bechern und andern kostbaren Speisegefässen.

„Kunz! — sagte der Schenk; — durch dich beschehrt mir der Himmel diesen Schatz, und

und ich muß darauf bedacht seyn, dich wohl zu belohnen. Ich schenke dir sogleich 200 Gulden. Du sollst bey mir und den Meinigen leben bis an dein Ende, und wohl gehalten werden. Auch sollen dir jährlich 10 Gulden zu Kleidungsstücken gereicht werden. — Bist du mit mir zufrieden?"

Kunz bejahte es mit lautem Jubel, und wünschte ihm viel Glück und Heil.

Der Schenk lies sein Versprechen an Kunzen verbriefen und der Leiermann blieb bey der Familie.

Je des Jahrs zweimal, im Mai und im Herbst, machte er eine Fusreise nach Forchheim und besuchte seine Theure. Als diese aber endlich einmal ganz unvermuthet, den Weg alles Fleisches gieng, wurde Kunz sehr gerührt, gieng in sich, betete und fastete viel, führte einen stillen, andächtigen Lebenswandel, und schied endlich im vier und funfzigsten Lebens-

jahre, acht Jahre nach seiner Geliebten aus dieser Welt.

So weit, diese Erzählung.

V. Er-

V.

Erlinde, die Ilm-Nixe.

Der Mai war wieder erschienen. Im Prachtgewande der Jugend feierte die Natur ihr frohes Erwachen, und tausend lieblichtönende Kehlen sangen dem Jahre das Brautlied. Meinen lieblichen Flemming *) in der Tasche, eilte ich dem Blütenhaine in Tuks Garten **) zu. Mit meinem Dichter sprach ich:

„Ich will in das Grüne gehen,
wo die dicksten Blumen stehen.
Wo des Jahrs Apell, der Mai,
alles malet mancherlei.“

 Ich

*) Paul Flemming der angenehme und jetzt so wenig gelesene Dichter des vorigen Jahrhunderts. Ich wünschte wohl eine neue Ausgabe, wenigstens der schönsten seiner Gedichte, unternehmen zu können!

**) Bei Weimar.

Ich legte mich unter einem mit Blüten beschneiten Birnbaume nieder, und träumte mich in die Blumentage der Vorzeit. Mir gegenüber rauschten der Ilm*) sanfte Silberwellen im lieblichsten Unisono dahin, Vögel sangen über mir, nach und nach fielen mir die Augen zu, und ich entschlummerte.

Ein angenehmer Traum versüßte mir den sanften Schlaf.

Mir entfernt gegenüber, entstieg den blauen Wellen der Ilm ein schönes, weißgekleidetes Weib.

*) Dieser kleine Fluß, dessen Schlangenlauf jetzt den reitzenden Park bei Weimar verschönert, sagt, (in Schillers Musen-Almanach v. J. 1797. S. 224.) von sich:

Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
Führt der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

Die Saale nimmt die Ilm auf, und die Ilm und Saal-Nixe, sind Töchter der Elbe-Nixe; aber nur nicht jener Cristalline, von welcher man uns kürzlich eine Geschichte erzählt hat. Die Elbe-Nixe heißt weder Cristalline, noch hat sie jene, ihr zugeschriebenen Fata erlebt, wie Erlinde dem Verf. dieser gegenwärtigen Erzählung, die Versicherung gegeben hat.

Weib. Heiter lachte ihr Auge wie der blaue Aether über mir. Weiß wie die Blüten war ihr Gewand. Sanft geringelte blonde Locken schwammen über ihren Nacken, frei hob sich ihr schöner Busen, Rosen blühten auf ihren Wangen, und Anmuth lachte aus ihren Blicken. Auf einer leichten Thauwolke schwebten ihre Füsse, und sanft schwankte sie, wie auf leichten Wogen der flache Nachen, zu mir, in den Garten herüber.

„Du kennst mich doch? — redete sie mich an. — Ich bin Erlinde, die Ilm-Nixe, wie ihr mich nennt. Du hast meiner Schwester Hulda Blumen gestreut,*) und meiner hast du auch nicht vergessen.**) Jene Zeit meiner zärtlichsten Liebe gewährt mir noch jetzt das süsseste Entzücken einer sanften Rückerinnerung.

 Mehr

*) Vielleicht kennen die Leser schon meine Geschichte dieser Schönen? S. Die Saal-Nixe. Eine Sage der Vorzeit. Leipzig. 1795.

**) In der Erzählung, die Saal-Nixe, habe ich einigemal Erlindens gedacht; besonders aber ihrer Liebschaft, S. 113. — Jetzt wollen wir nun alles weit genauer erfahren.

Mehr als fünfhundert und achtzig Jahre rauschten auf den Wogen der Zeit dahin, und noch bleibt mir das süsse Andenken jener schönen Tage, die ich in diesem Garten verlebte! Dort stand das Haus, in welchem ich meinen Siegfried so oft mit offenen Armen fand; dort grünte die Laube, in welcher wir uns den Zärtlichkeiten der gefiederten Bewohner dieses Gartens freuten, hier sassen wir so oft Arm in Arm, dort stand ein Baum, in welchen wir unsere Namen gruben, ach! und unter seinen Schatten —

Hier schwieg sie plötzlich, und eine höhere Röthe überflog ihre Wangen.

Ich glaubte sie verstanden zu haben, und verwünschte laut die neidische Art, die einige Tage vorher einen Baum gefällt hatte, der auch mir und der Lieben, die ich meine, so heilig war, den Baum, unter dessen Schatten ich in Liebchens Armen —

Doch, ich erzähle weiter.

„Willst du mir, schöne Schutzgöttin der Fluten! reizende Erlinde! erlauben, der

Welt

Welt noch mehr von dir zu sagen?" — fragte ich.

„Ich erlaube es dir, und will dir selbst die Geschichte meiner Liebe erzählen;" — antwortete sie mir sehr freundlich.

Sie lies sich neben mir, in's Gras nieder. — Ich habe in meinem Leben neben keinem schönern Weibe gesessen, als wie ich neben Erlinden sas. Und ach! das war damals, nur im Traume.

Meine Finger wagten es ihr schönes Gewand zu berühren. Es schien elektrisch zu seyn!

Sie erzählte mir, was ich den Lesern wieder erzählen werde.

Ihre Erzählung war geendiget. — Ich bat um ihre Huld. Sie lächelte und schwieg. Ich erneute meine Bitte. Sie lächelte, und schwieg. Ich bat dringend. Sie lächelte und sprach:

„Du wirst geliebt; du wirst treu, und auf das zärtlichste geliebt. Und du bittest um meine Huld?"

„Ach!“ — seufzte ich; — „unsere Erdenschönen, können uns ja doch nur ein Glück gewähren, — und wenn sie auch alles für uns thun! — nur ein Glück, das den Werth der leichten Champagner-Perlen in nichts übertrift.“

Sie drohte mit dem Finger. Ich schwieg. — Endlich sprach ich wieder:

„Darf ich dich, um gar nichts bitten?“

„Nun, so bitte!“ — lächelte sie über ihre Perlenzähne heraus.

„Erscheine mir zuweilen.“

„Das soll geschehen.“

Das sprach sie, und sie hat Wort gehalten. Wie oft sah und sprach ich sie diesen Sommer hindurch nicht! Im Morgen- und Abendthau schwebte sie zu mir, aus ihren Fluten herauf. — Wir lustwandelten am Ufer der Ilm oft auf und ab, und letzten uns an süssen Gesprächen.

Die Leute, die das sahen, meinten, es sey meine Geliebte mit der ich lustwandelte, aber sie irrten sich.

Das gestehe ich aufrichtig!

Mein Liebchen weiß um diese Spaziergänge, und ist auf Erlinden nicht eifersüchtig.

Und ich — erzähle nun Erlindens Geschichte.

Hart lagen die Schwarzburgischen und Gleichischen Grafen einander in den Haaren. Schon in's zweite Jahr führten sie mit großer Verbitterung Fehde gegeneinander, verwandelten ihre Gauen in Einödden und ihre Burgen in Aschenhaufen. Das sahen und nahmen ihre Nachbaren zu Herzen, und warfen sich freiwillig zu Friedensstiftern auf. Unter diesen befand sich besonders der alte Graf Herrmann zu Weimar, ein hochgeachteter Mann im Rathe der Fürsten, und einer der Tapfersten seiner Zeit im Felde. Diesen anerkannten die Streiter als Schiedsrichter und unterwarfen sich beide seinem Ausspruch. — Es wurde ein Tag anberaumt, und zu Tannerode wurde nach al-

ter deutscher Sitte, die Sache mit wenigen Worten ausgeglichen und geschlichtet. Die Grafen gaben sich die Hände, die Fehde wurde geendet, und der Vorfall verbrieft und besiegelt.

Dabei konnte es unmöglich ohne eine Festlichkeit abgehen. Feierliche Handlungen wurden bei unsern Vorfahren mit frohem Male und Becherklang gefeiert, und wo ihrer zwei froh waren, mußten es ihrer viele mit ihnen seyn, wenn es diesen wohl gefallen sollte.

So auch hier.

Die versöhnten Grafen gaben ein großes Fest und luden der Ritter und Frauen gar viele dazu.

Der Graf von Weimar, nahm seinen Sohn mit sich, den er einige Zeit vorher wehrhaft gemacht hatte, und sagte zu ihm:

„Siegfried! schicke dich wohl an denen Edlen und Herrn unter die Augen zu treten, denen ich dich vorstellen werde. Es ist ein Friedensbrief zwischen dem Gleichischen und dem Schwarzburger aufgesetzt worden, dieser wird

von den Anwesenden als Zeugen bekräftiget werden. Du sollst die Urkunde mit unterzeichnen. Hier ist dein Petschaft. *) Nahe dich den ältern

*) Ehe ein junger Edelmann nicht das Cingulum militare erhalten hatte, d. i. ehe er nicht wehrhaft gemacht worden war, (S. Rom. Gesch. d. Vorz. 1. B. S. 21. III. B. S. 163.) durfte er kein eigenes Petschaft führen. Ein solches eigenes Bekenntniß führt an Köhler in seiner Historia Genealogica Dom. et Comitum de Wolffstein. p. 303. N. 25. Hier ist in einer Urkunde d. a. 1285. von einem jungen von Adel zu lesen:

„quia sigillum proprium non habui, nec „Sigillum piae memoriae Domini Patris „mei, mihi competebat, eo quod Sacramentis nondum essem militaribus implicatus, sub sigillis praefatorum de Ensberg pro me, et meis germanis, infra annos legitimos, profiteor.“

Gieng es ja nicht anders an, als daß junge Edelleute Zeugen seyn mußten, so wurden zwar ihre Namen unter die Zeugennamen der andern gesetzt, aber ihre eigenen Siegel konnten sie der Urkunde nicht anhängen, und da hies es denn etwa:

„quia proprio Sigillo caremus, sub testimonio sigillorum Patris et fratrum nostrorum „consentimus.“

Davon handelt weitläuftig: Hanßelmann, in seiner Diplomat. Gesch. des Hauses Hohenlohe. 1. Th. S. 42.

tern Rittern mit Ehrfurcht und Bescheidenheit; den jüngern Edelleuten, mit Zutraulichkeit. Mit den Frauen sprich mit Sittsamkeit und Milde, und die Jungfrauen — magst du wohl beschauen. Sollte dir eine derselben besonders wohlgefallen, so will ich es gern sehen, wenn du dir eine Braut erkiesen wolltest. Denn dorthin kommen die Gleichischen, Querfurter, Schwarzburger, Kirchberger und andere Jungfrauen unter denen sich ein Graf von Weimar wohl eine Frau aussuchen darf."

Siegfried nahm die Ermahnungen seines Vaters zu Herzen, und trat mit ihm die Reise an.

Die Gesellschaft war, wie gesagt, stark und auserlesen, und der Schwarzburger war ein gefälliger Wirth. Die Friedensurkunde wurde besiegelt und die Festlichkeiten begannen. — Nach einem kleinen Rennen, gieng es zur Tafel, und dann, zum Tanz.

Hier musterte nun Siegfried die Schönen gemächlich, und wünschte, die Kirchberger Agnes möchte noch unverheurathet seyn. Da das aber nicht war, so warf er endlich seine Augen auf Mechtilden, das edle Querfurter Fräulein.

Er sprach sie züchtiglich um einen Tanz an, und erhielt ihn.

Als der Tanz geendiget war, und das Fräulein sich niederlies, blieb er, sich an ihrem holdseligen Anblick weidend, in der Ferne stehen. Als sie aber ihren Wedel fallen lies, sprang er hinzu, hob ihn auf, und überreichte ihr denselben.

Sie. Ich danke Euch!

Er. Erlaubt mir, Euch zu fragen: Ist das Euere Schwester, die jetzt mit dem Vippacher tanzt?

Sie. Ja, es ist Gertrud, meine Schwester.

Er. Hat man nicht gesagt: sie sey des Vippachers Braut?

Sie. Sie ist seine Braut.

Er. Man sagte auch — (stockend) von Euch so etwas.

Sie. Das kann man nicht sagen.

Er. Ihr seyd noch frei?

Sie. So ist es.

Er. Wenn sich nun aber einer finden sollte, der sich wünschte mit Euch glücklich zu seyn?

Sie. Wenn sich einer finden sollte, so wird er das wohl meinen Eltern sagen, und ich werde es erfahren.

Er. Wenn er aber nun zuerst zu Euch käm?

Sie. So würde ich ihn zu meinen Eltern schicken.

Er. Wenn er aber nun erst von Euch wissen wollte, ob Ihr auch glaubtet mit ihm glücklich seyn zu können?

Sie. Diese Frage hat noch keiner an mich gethan.

Er. Wenn es aber nun geschäh?

Sie. (ängstlich) Nicht wahr, Ihr nennt Euch Siegfried?

Er. Siegfried ist mein Name, und (schnell) Euern Freier nenne ich mich, wenn ich darf. — Ja, edle Jungfrau! wenn Ihr mich lieben könntet —

Sie. (verlegen) Meine Eltern müssen um alles wissen.

Er. Das sollen sie auch. Aber vorher möchte ich doch erst wissen, wie Ihr es aufnehmen würdet, wenn ich Euch fragte: Wollt Ihr mein Weib werden? Mißfalle ich Euch nicht?

Sie. Ihr mißfallt mir nicht.

Er. Wollt Ihr mein Weib werden?

Sie. Ich bitte Euch, fragt meinen Vater darum.

Er. Nicht eher, als bis ich von Euch selbst ein Ja gehört habe.

Sie. Erlaßt mir das.

Er. Ihr könnt also nicht die Meinige werden?

Sie. Das habe ich nicht gesagt.

Er. Mechtild sagt: Ja?

Sie. (schlägt die Augen nieder) Ja.

Er. Ihr macht mich glücklich!

Sie. Verdenkt mir meine Offenherzigkeit nicht. Ihr habt mich dazu gezwungen.

Er. Ihr sollt sie nicht bereuen.

Siegfried gieng zu seinem Vater und entdeckte ihm sein Anliegen.

„Nun, — begann der Vater; — das ist gut! deine Wahl gefällt mir. Morgen, ehe wir abreisen, will ich mit Mechtildens Vater darüber sprechen."

Siegfried gieng in den Tanzsaal zurück, und traf auf die schöne Kirchbergerin Agnes, die so eben ausgetanzt hatte, und sich nach einen andern Tänzer umsah. Siegfried sprach sie um den Reihen an, und beide tanzten ihn sehr zierlich zusammen. Mitten im Tanz sagte die schöne Tänzerin:

„Vet=

„Vetter! Ihr tanzt gut. — Ihr sollt oft mit mir tanzen.“

Nach geendigtem Tanze verlangte Agnes einen Becher Wein. Siegfried holte und brachte ihr, was sie verlangte.

Agnes. Ich danke Euch, Vetter! — Setzt Euch zu mir. — Sagt mir doch, wie es kömmt, daß Ihr Euch, seit ich meinem Gemal angetraut bin, noch nicht auf unserer Burg habt blicken lassen? Ihr habt mich noch nicht einmal recht begrüßt. Was heißt das?

Siegfried. Ich werde meine versäumte Schuldigkeit einbringen.

Agnes. Ich will Euch einen Vorschlag thun. — Begleitet uns, wenn wir von hier abreisen.

Siegfried. Herzlichgern, wenn Ihr es erlaubt!

Agnes. Vetter! Ihr gefallt mir.

Siegfried. Ach! Ihr hättet mir wohl auch recht sehr gefallen, aber —

Agnes. Was? — Ich gefalle Euch also nicht?

Siegfried. Ihr seyd ja verheurathet.

Agnes. Und deshalb gefalle ich Euch nicht?

Siegfried. So, dürft Ihr mir ja nicht gefallen.

Agnes. (lachend) Wer will Euch das verbieten?

Siegfried. Euere Pflicht.

Agnes. Das ist artig! Was geht Siegfrieden meine Pflicht an? — Ihr könnt mir wohl sagen: Ihr gefallt mir. Ja, Ihr könnt mir sagen: Ich bin in Euch verliebt. Aber ich — ich darf Euch das nicht sagen. Verdenken aber, und verbieten, werde ich es Euch nicht.

Siegfried. Nicht?

Agnes. Wie alt seyd Ihr?

Siegfried. Zwei und zwanzig Jahr.

Agnes. Ich merke es, daß Ihr noch mit dem Ersten Wehrgehänge umherlauft. — Ich

will

will mir die Mühe nehmen; Euch ein wenig den Knappenstand abzugewöhnen. — Morgen begleitet Ihr uns.

Sie wurde zum Tanz aufgefordert, und Siegfried dachte dem sonderbaren Gespräch nach. Seine Frau Muhme war schön, und es mißfiel ihm nicht, was sie gesagt hatte, wiewohl er alles nur als Scherz aufnahm. — Aber, das war sonderbar, er getraute sich den ganzen Abend nicht wieder mit Mechtilden zu sprechen.

Den folgenden Tag brachte der alte Graf seine Worte bei Mechtildens Vater an, und erhielt dessen Zusage ohne Bedenken. Die Mutter wurde gefragt, und hatte nichts einzuwenden. Man lies nun Siegfrieden rufen.

„Meine Tochter Mechtild — begann der Querfurter; — gefällt dir, wie ich höre; du wünschest eine Braut in ihr zu finden und sie zum Weibe zu erhalten? Ich habe nichts da-

gegen. Ich gebe meine Einwilligung zu der Verbindung."

Mechtild kam auch herbei. — Burkhart ihr Vater hatte sie rufen lassen.

Burkhart. Mechtild! gefiel dir wohl hier dieser junge Herr?

Mechtild. Lieber Vater! ich —

Burkhart. Du sollst ihn heurathen.

Graf Herrmann. Wollt Ihr meinen Sohn haben?

Burkhart. Nun, junger Herr! fragt Euere Braut selbst. — Wenn Ihr meint Graf, so kann in vierzehn Tagen zu Querfurt Verlobung seyn, und nach Johannistag, wollen wir sie zusammen geben lassen.

Herrmann. So kann's seyn.

Burkhart. (giebt ihm die Hand) Graf! die Sache ist richtig. Ein Wort, ein Mann!

Herrmann. (schlägt ein) Ein Mann, ein Wort!

Die Alten verliesen das Zimmer, und die jungen Leute blieben allein beisammen. Sie

sahen

sahen sich lange stillschweigend an. Endlich nahm Siegfried Mechtildens Hand:

Er. Nun, Mechtild! —

Sie. Siegfried? —

Er. Seyd Ihr es zufrieden?

Sie. Ach ja!

Er. Darf ich Euch mit Euerm Willen, mein nennen?

Sie. Ja. — Seyd gut und liebt mich, und wir werden glücklich seyn.

Er. Das hoffe ich!

So war die Verbindung geschlossen.

Agnes hatte mit Herrmann gesprochen, und dieser erlaubte seinem Sohne die Begleitung.

Das Fest war vorbei, Burkhart zog mit Weib und Kindern heim, Herrmann gieng nach Weimar zurück, und Siegfried begleitete

als Mechtildens Bräutigam, seinen Oehm den Kirchberger auf seine Burg.

Der alte Kirchberger hatte mit zwei Weibern keine Kinder gezeugt, heurathete in seinem sechszigsten Jahre Agnesen, die damals zwanzig Jahr alt war, und hoffte auch in dieser Ehe, schon seit vier Jahren vergebens auf Ehesegen. Dies machte ihn mißmuthig und grämlich, weshalb sich seine Gattin alle nur erdenkliche Mühe gab, ihn zu zerstreuen. Daher kam es, daß Heinrichs Burg ein wahres Haus der Freude war. Er hatte Saitenspieler und Sänger um sich herum, und banketirte beinahe täglich.

Auf der Burg dieses Mannes, war Siegfried jetzt mit ihm angekommen, wo sie mit Saitenspiel und Sang begrüßt und empfangen wurden.

Schon war Siegfried zwei Tage auf seines Oehms Burg, und das Leben fieng an, ihm

ihm sehr wohl zu gefallen. Von Sang und Saitenspiel umgeben, vom Weine berauscht und von lustigen Schwänkemachern unterhalten, verflossen die Tage so schnell, daß Besinnungskraft dazu gehörte sie zu zählen. Siegfried gestand öffentlich er lebe hier so glücklich wie im Paradiese. Ein Geständniß, das Agnesen Gelegenheit gab, ihm heimlich zu fragen:

„Wo seine Eva sey?"

Er lachte sie an, und wußte ihr nichts zu antworten. Das Anlachen deutete Agnes sehr eigennützig, und gieng bei ihrem Vorhaben nun ganz frei zu Werke.

Der alte Heinrich bediente sich eben einmal des Bades, welches ihm sein Arzt, der Kaplan, oft ganze Tage lang zu seiner Stärkung verordnete, als Agnes ganz unvermuthet in Siegfrieds Zimmer trat.

„Vetter! — sagte sie: — Da bringe ich Euch eine Schärpe. Die Eurige ist gar nicht fein. Tragt diese mir zu Ehre und Liebe; wenn Ihr wollt."

Er. Euch zu Ehre und Liebe, will ich diese Schärpe tragen, Frau Muhme.

Sie. (lachend) Sagt doch lieber: liebe Agnes.

Er. Darf ich das?

Sie. Wenn Ihr haben wollt, daß Nein gesagt werden soll, dürft Ihr mich darüber nicht fragen. (legt ihre Hände auf seine Schultern) Ich sage nicht Nein! (streicht ihm die Haare aus dem Gesicht) Oder, soll ich Nein sagen?

Siegfried konnte gar nichts antworten. Sein Gesicht glühte, sein Herz klopfte, alle seine Pulse wurden laut. Er zitterte am ganzen Leibe in der Nähe des schönen Weibes, deren Augen ihm so zärtlich Liebe und Verlangen zublickten, deren sanfter Athem ihn lieblich anhauchte. — Er konnte nicht reden. Agnes mochte nicht reden.

Es war um ihn geschehen. Die Welt verschwand vor seinen Augen. Selbst Agnes Lieblichkeiten schien ein Flor zu umhüllen; ihn umgab das glückliche Dunkel der zärtlichsten Liebesnacht, und er überlies sich der Uebermacht

sei=

seiner Gefühle. Er wurde besiegt. Agnes war Siegerin und glücklich! wie sie es zu seyn wünschte.

Das glückliche Unglück, das jetzt geschehen war, trieb Siegfrieden von dem Orte fort, wo eine schöne Frau mit Fesseln der Zärtlichkeit ihn fest zu binden hoffte. Unfern der Burg zerschlitzte er die von ihr erhaltene Schärpe und warf sie von sich. Gepeitscht von Reue und Vorwürfen trabte er davon, und verlegen und ängstlich kam er in Weimar an.

Sein Betragen war zu auffallend, als daß man nicht hätte ahnden sollen, es sey ihm etwas geschehen. Vater und Beichtvater fragten und erhielten unbefriedigende Antworten. Nur dem alten Veit Tuck den Rüstmeister, der gleichsam des Buben Hofmeister gewesen war, und von ihm sehr geliebt wurde, gelang es endlich nach langen Forschen und Fragen, ihn zutraulich zu machen. Er öffnete Siegfrieden den

Mund,

Mund, und empfieng, unter der Bedingung: weder Vater noch Freunden ein Wort davon zu sagen, sein Geheimniß.

Veit. Ei, ei Junker! das ist wohl viel arg!

Siegfried. Ja wohl, ja wohl!

Veit. Indessen geschehene Dinge sind nicht zu ändern, und jetzt hilft weder Haarausraufen noch Zetergeschrei. Bereut, was ihr gethan habt, und behaltet es bei Euch. Von mir soll's keine Seele erfahren. Ich will das Geheimniß wie mein eigenes bewahren. Macht, daß Ihr nach Querfurt kommt und —

Siegfried. Mit welchem Gesicht soll ich Mechtilden unter die Augen treten? als ein Betrüger?

Veit. Bewahre! so arg, ist es nicht. Was kann es denn Mechtilden schaden, daß die schöne Agnes —

Siegfried. O schweig!

Veit. Sucht zu vergessen, was geschehen ist, und thut nicht wieder, was Ihr gethan habt, freit Mechtilden, und werdet ruhig.

Der Verlobungstag zu Querfurt wurde gefeiert. — Mechtilde war froh und heiter, aber niemand konnte des Bräutigams Zerstreuung und Niedergeschlagenheit begreifen. Sein Vater meinte, er müsse krank seyn ohne es selbst zu wissen, die Braut war nicht ohne Aengstlichkeit, Gertrud neckte, die Kaplane forschten, aber Siegfried blieb, wie er war.

Burkhart. Gewiß es ist Euch etwas begegnet das nicht gut ist! Entdeckt Euch doch Euern Freunden. Vielleicht können sie Euch helfen. Redet! was ist, was fehlt, was drückt Euch?

Siegfried. Ich bin schwermüthig, und weiß selbst nicht, warum.

Hermann. Hinter deiner Schwermuth steckt etwas, es sey, was es wolle. — Ist

dir etwas Unangenehmes auf des Oehms Burg begegnet?

Siegfried. Nichts Unangenehmes.

Burkhart. Nun! und das Angenehme macht nicht traurig.

Siegfried. Ich werde schon wieder ruhig werden. Es wird alles wieder verschwinden, wie es gekommen ist, von ungefähr. Die Liebe meiner Mechtild wird allen Kummer aus meiner Seele hinweglächeln.

Burkhart. Das gebe der Himmel!

Siegfried wollte noch einige Wochen zu Querfurt bleiben und sein Vater wollte eben nach Weimar zurückreisen, als der Himmel einen Strich durch die Rechnung machte.

Den Tag und den Abend vor Herrmanns Abreise wurde stark gezecht und gebechert, und die Alten waren lustig und vergnügt zu Bette geführt worden. Früh fand man den alten Herrmann vom Schlage gerührt, tod im Bette.

Die

Die Bestürzung war allgemein. Man wendete alle damals bekannte Mittel an, den Alten in's Leben zurück zu rufen, aber vergebens! Er war nicht wieder zu erwecken.

Dieser Trauerfall schob, nach damaliger Sitte, Siegfrieds Heurath einige Monate weiter hinaus.

Er führte seines Vaters Leiche fort, und nahm den Eid von seinen Vasallen und Unterthanen.

Auf seiner Burg wurde er nun schier ein halber Kläusner, und Veit Tuck war sein einziger Gesellschafter und Vertrauter.

Unweit der Burg, an einem schönen Wiesengrunde, durch welchen der Ilmfluß sich schlängelt, stand auf einer dießseitigen Anhöhe, in einem Garten, ein artiges Sommerhäuschen.*)

Gar-

*) S. Die Saal-Nixe. S. 113.

Garten und Haus gehörten den alten Veit Tuck. Er hatte den Garten angelegt, er hatte das Häuschen gebaut, und sein Name hat sich bis jetzt in der Benennung jener Gegend bei uns erhalten; wie jedermann weiß, der in Weimar lebt.

In diesem Garten gefiel es Siegfrieden so wohl, daß er denselben täglich besuchte, und oft selbst in Tucks Gesellschaft, bei der Gartenarbeit, mit Hand an das Werk legte.

„Wär der Garten nicht dein, Tuck! — sagte Siegfried einst; — er müßte mein seyn. Sieh nur die herrliche Aussicht!“

Veit. Die Aussicht ist schön!

Siegfried. Die freundliche lachende Gegend!

Veit. Ja! eine angenehme Gegend!

Siegfried. Der schöne Wiesengrund!

Veit. Ein schöner Grund!

Siegfried. Wie sanft sich die Ilm durch das schöne Wiesengrün schlängelt! wie ruhig sie dahin wallt!

Veit. Als ob sie die ruhigste Bewohnerinn von der Welt hätte.

Siegfried. Die Ilm?

Veit. Die Ilm — Ihre Nixe.

Siegfried. Sag, soll das wahr seyn?

Veit. Gewiß und wahr! — Mein Vater hat sie ja selbst gesehen.

Siegfried. Ich möchte sie wohl einmal sehen!

Veit. Ach! ich dachte gar! Was seht Ihr denn an einem bösen Wasser-Weibe?

Siegfried. Sie wird so böse nicht seyn, wie man sie macht.

Veit. Eine Menschenfresserin ist sie. Das könnt Ihr glauben!

Ein Bote, der von Querfurt mit einem herzlichen Gruße von Mechtilden und mit einem Briefe von ihrem Vater kam, unterbrach das Gespräch. Mechtilde lies Siegfrieden bitten, bald nach Querfurt zu kommen, und ihr Vater verlangte ein paar Streitrosse.

Siegfried lies durch seinen Kaplan Mechtilden ein süsses Briefchen schreiben und schickte ihr eine schöne goldene Rose, an der Brustkette zu tragen, auf welche die Worte

Denk an mich

eingegraben waren. Dem Alten schickte er die begehrten Streitrosse, und Veit mußte alles selbst nach Querfurt bringen.

Nun gieng Siegfried allein in den Garten.

Hier lag er unter einem Baume und letzte sich an dem schönen Schauspiele der untergehenden Sonne. Sie verschwand, und tiefe Stille sank auf die Fluren nieder. Die Vögel schwiegen, kein Blättchen lispelte, nur die Grille zirpte ihr Abendlied und fernher rauschten die Wellen der Ilm ein sanftes Schlummerlied.

Auf einmal hörte Siegfried drüben am Ufer der Ilm ein lautes Lachen.

Er wurde aufmerksam, blickte hinüber und konnte kein menschliches Wesen erblicken.

Es blieb alles still, und er fiel wieder in sein voriges Nachdenken zurück.

Jetzt ertönten von dorther die sanften Töne eines Gesangs, dessen Worte er nicht verstand.

Er lauschte.

Der Gesang kam endlich immer näher. Er vernahm die Worte des Sangs.

Sie lebt und webt in blauer Flut,
sie thront auf Silberwellen,
sie ist dir, Trauter! herzlich gut
und wünscht dich zum Gesellen.

Sie lockt und ruft so sanft vertraut,
sie kömmt und will dir sagen:
ich bin die schöne Wasser-Braut,
ach! laß mich nicht verzagen.

Ich liebe dich voll Zärtlichkeit,
und will dich wohl bedenken;
ich will wohl voll Gefälligkeit
dir Gold und Liebe schenken.

„Wer singt hier?“ — fragte Siegfried, als die Stimme schon ganz nahe bei ihm, und doch kein Mensch zu sehen war.

Diese Frage blieb unbeantwortet.

Er fragte zum zweitenmal:

„Wer singt hier?“

Aus einem schmalen Nebelstreif, der sich auf ihn zu zog, kam die Antwort:

„Die, die dich liebt.“

„Wer spricht hier?“

„Die, die dich liebt.“

„Wer bist du?“

„Das Wasser-Fräulein Erlinde.“

Siegfried sprang auf, und flog nach der Gartenthür zu.

Hier fühlte er sich auf einmal umschlungen. Er blickte sich ängstlich um, und sah sich in den Armen des schönsten Mädchens, das er je gesehen hatte.

Sie. (mit sanfter Stimme) Warum fliehst du vor mir?

Er. Ach! ich —

Sie. Ist mein Anblick schrecklich? Mußt du dich schämen von mir zu hören, daß ich dich liebe?

Er. Bist du —

Sie. Ich bin deine Freundin, Erlinde.

Er. Die Nixe?

Sie. (lächelnd) Ja, die Nixe.

Er. Ach!

Sie. Gefalle ich dir nicht?

Er. Du bist so reitzend und so schön! aber —

Sie. Daß ich doch eine Nixe bin! Du würdest mich wohl eher lieben können, wenn ich ein irrdisches Weib, mit allen weiblichen Menschenfehlern und Gebrechen wär? — Warum zitterst du? Sind diese Arme, die dich so freundlich umfangen, Schlangen? Sind diese Blicke, die dir Liebe lächeln, giftige Vipern? Bin ich, die ich mich dir so ganz liebevoll nahe, ein Ungebener? — Soll ich dich nicht an mein Herz drücken, so sag es mir nur, und ich will

dich gleich wieder frei lassen. — Komm her! laß uns setzen. Der Abend ist so schön. Wir wollen mit einander kosen.

Sie warf ihren schneeweißen Schleier auf das Gras, setzte sich darauf, und zog Siegfrieden neben sich nieder.

Er. Bist du wirklich Erlinde?

Sie. Auf mein Wort! Ich bin Erlinde.

Er. Die Ilm-Nixe?

Sie. Die Ilm-Nixe.

Er. Und hast einen so schönen, menschlichen Körper?

Sie. Soll ich dir anders erscheinen?

Er. Ach nein! — Aber —

Sie. Rücke doch näher her. Glaubst du etwa ich wollte dich erdroßlen?

Er. Ach nein! Aber —

Sie. Nun?

Er. Du bist doch kein menschliches Wesen —

Sie. Ich bin ein Geschöpf unsers Schöpfers. Mein Wesen ist edler als das deinige,

und diese Körpergestalt — Gefällt sie dir nicht?

Er. O du bist schön!

Sie. Weil ich dich liebe, verlies ich mein glänzendes Schloß, und will dir in das deinige folgen.

Er. Bewahre!

Sie. Das Unglück! — Ich werde nicht bei dir bleiben. Du sollst mich bald genug wieder los werden.

Er. Ich habe eine Braut.

Sie. Ich nehme sie dir nicht!

Er. Nur ihr allein, gehört meine Liebe und Treue.

Sie. Deine Treue, ja. Aber deine Liebe läßt sich theilen, ohne daß dabei viel zu verlieren ist; und ich nehme die Hälfte davon in Anspruch. Dafür gebe ich dir meine ganze Liebe, und Geld und Guth noch obendrein. — Sieh, wie uneigennützig ich bin! — Heute gehe ich mit dir auf dein Schloß. Morgen, bewirthe ich dich in meinem Schlosse.

Er. Ach nein! das kann nicht geschehen!

Sie. O ja! Ich meine es ernstlich. Es kann und wird geschehen.

Er. Nimmermehr!

Sie. So leb wohl! — Jetzt kann ich dir nichts zurücklassen, nichts schenken, als diese Thräne. Sie falle wie ein Schwefeltropfen auf deine Hand, und brenne dir ein ewiges Merkmal ihres Daseyns, ein Andenken an meine Leiden ein!

Er. (ängstlich) Ach schönes Fräulein! wie kann ich —

Sie. Du Thor wirst es bereuen, mich gekränkt zu haben!

Er. Nein wahrlich! das will ich nicht. Wie könnte ich kränken wollen, was so schön und reitzend ist? — Wie glücklich würde ich seyn, wenn ich —

Sie. Wenn du nicht verlobt wärst?

Er. So ist es.

Sie. Nein, so ist es gut. — So innig und zärtlich ich dich auch liebe, kann ich doch

nur, darfst du nur des Jahrs einen Monat bei dir, und bei mir glücklich seyn. Eilf Zeichen des Himmels stehen unserer Liebe entgegen, das zwölfte Zeichen, begünstiget unsere Freuden. Die Liebe eines einzigen Mondes sey mein. Eilf Monde der Liebe scheinen deiner Mechtild.

Er. Du kannst nicht immer bei mir, ich darf nicht immer bei dir seyn?

Sie. Nein.

Er. Wenn du mich aber liebst, wie kannst du mich gleichgiltig in Mechtilds Armen sehen?

Sie. Gleichgiltig, gewiß nicht. Ich mag dich auch gar nicht in Mechtilds Armen sehen. Aber es muß so seyn. — Mechtild darf nie etwas von unserer Liebe wissen, sonst machst du dich unglücklich und ich, muß mich der Rachsucht gegen dich fürchterlich *) überlassen.

Er.

*) Ueberhaupt war Erlinde etwas graußamer, und nicht so sanft und verzeihlich als ihre Schwester Hulda, S. die Saal-Nixe. S. 122. 126. 127.

Er. Ach Erlinde! warum liebst du mich?

Sie. Weil du mir gefällst.

Er. Seyd Ihr Nixen denn ohne Männer?

Sie. Wir lieben nur hübsche feine Ritter, wie du einer bist, wir vereinigen uns nur liebevoll mit Menschen. Und ich — (schlingt ihre Arme um seinen Nacken) umarme dich. — Siegfried, es wird immer dunkler. Deine Knechte kommen jetzt dich zu suchen. Du gehst in's Schloß. Ich folge dir.

Er. Aber wenn nun —

Sie. Still, da sind deine Leute!

Erlinde verschwand, und Siegfried gieng in starker Herzensbeklemmung mit seinen Knechten in sein Schloß.

Er setzte sich zu Tische. Es wollte ihm nicht schmecken. Sein Tischgenoß, der P. Martin bemerkte das nicht. Als er aber auch nicht trinken wollte, hielt der geistliche Herr eine klei-

ne

ne Ermahnung an ihn. Siegfried fand wenig Behagen an seinem Gespräch, und gieng bald auf sein Zimmer.

Kaum war er dort allein und hatte sich auf sein Lager gestreckt, als es zu rauschen und zu klirren begann. Die Thür flog auf, und Erlinde stand vor ihm.

Sie. Ich halte Wort. — Da bin ich. (setzt sich zu ihm) Warum willst du mich nicht einmal willkommen heißen?

Er. Ach Erlinde! ich habe über mancherlei Dinge nachgedacht, und weiß nicht, was ich thun soll.

Sie. Das mußt du thun, was dir gefällt.

Er. Ich bin so ängstlich —

Sie. Du bist ein ängstlicher Mensch! — Fürchtest du ein Wesen, das sich dir so freundlich naht?

Er. Ach nein, ich fürchte dich nicht, aber —

Sie. Du bist doch ängstlich. (lächelnd) Du fürchtest glücklich, reich und angesehen zu seyn. Das ist es, was dich ängstlich macht.

Er. Die Gemeinschaft mit dir, mit einem höhern anderen Wesen als ich eins bin —

Sie. Sollte dir wünschenswerth angenehm seyn.

Siegfried schwieg. Erlindens weiche Hände spielten mit seinen Locken. Sie schäkerte, lößte lächelnd die Flechten ihrer schönen Haare, biegte den Kopf, und die langen Haare rollten auf Siegfrieds Gesicht hinab. Ein Blumenstraus fiel von ihrem Busen auf den seinigen. Sie nahm seine Hand und schob ihm einen Ring an den Finger. Sie küßte ihn und sprang vom Lager auf.

Sie. Der Ring und der Blumenstraus sollen dir ein Andenken an diese Stunde seyn. Ich will von dir scheiden bis du dich eines Bessern bedacht hast. Aus diesem Becher trinke ich dir den Abschied zu. (trinkt und reicht ihm den Becher) Siegfried! thu deiner Freundin Bescheid.

Er. (trinkt) Werde ich dich aber wiedersehen?

Sie. Wenn du mich wieder sehen willst, ja. — Jetzt, leb wohl!

Er. Bleib noch.

Sie. Bei dir?

Er. Bei mir.

Sie. Um deine Aengstlichkeit zu vermehren?

Er. Ich bin nicht mehr ängstlich. Bleib bei mir!

Nach dem Trunke war ihm gar wunderlich zu Muthe geworden. Seine Aengstlichkeit war verschwunden. Ein sanftes Sehnen füllte sein Herz. Er nahm Erlindens Hand und drückte sie sanft an seinen Busen. — In einem Augenblick lagen sie einander in den Armen.

So fand sie der anbrechende Tag, und Erlinde verschwand.

„So oft du mich sprechen willst," — sagte sie; — „wirf deinen Ring in das Wasser, rufe

mich bei meinem Namen, und ich werde dir erscheinen."

Siegfried erwachte aus den angenehmsten Träumen, bestieg sein Roß und durchjagte den Forst.

Eine unnennbare Sehnsucht, Erlinden wieder zu sehen, bemächtigte sich seiner. Sein Blut war in Feuer verwandelt. Er konnte nichts denken und thun. Nur Erlindens schönes Bild stand vor seiner Seele.

So kam der Abend herbei. Er gieng in Tucks Garten, und sagte seinen Leuten, er werde dort übernachten.

Als es aber still und einsam wurde, gieng er mit raschen Schritten an den Fluß, zog den Ring von dem Finger, warf ihn in die Flut, und nennte laut den Namen des schönen Wasserfräuleins.

Kräusselnd erhob sich die Flut in kleinen Wellen, die unter sich wirbelten, laut ertönte das

Zischen

zischen der wallenden Wasserblasen, und Erlinde stieg auf.

Schön wie die Liebesgöttin saß die Reitzende auf einem silberglatten Schwane. Ihr Schleier flog rund um ihren schönen Leib, ihre glänzenden Haare flossen auf ihre Hüften hinab, sie breitete ihre Arme nach ihrem Geliebten aus, und schwamm an's Ufer.

„Bist du da?" — fragte sie mit zärtlicher Stimme.

„Hast du meinen Ruf vernommen?" — entgegnete ihr frohlockend der Ritter.

„Spring getrost zu mir herüber. Du fällst in die Arme der Liebe;" — rufte ihm Erlinde zu.

Ohne sich zu besinnen, sprang Siegfried hinüber. Er fühlte sich von Erlindens Armen umschlossen, er fühlte ihre Küsse auf seinen Lippen, und ihr Herz schlug an dem seinigen.

Laut auf braußten die Wellen, donnernd schlugen sie über ihren Köpfen zusammen, und

die Liebenden fuhren, fest umschlungen, in die Tiefe hinab.

Als Siegfried aus seiner Betäubung erwachte, sah er sich in einem schönen Saale auf himmelblauen Polstern liegen. Ein paar Kindergestalten, schön wie die Liebesgötter, umgaukelten und entkleideten ihn. Sie warfen ihm ein weiches weises Gewand über, und hüpften davon.

Eine sanfte Musik erhob sich und liebliche Stimmen schmelzten in die süssen Harmonieen. Sie sangen von Siegfried und Erlindens Liebe und prießen die seligen Freuden ihrer sanften Umarmungen.

Endlich trat Erlinde selbst in den Saal, in einer Pracht, in einem Glanze, der ihm die Augen blendete.

„Hier siehst du mich in meiner Herrscherpracht, — sagte sie; — und hier hast du mich als Liebchen;“ — setzte sie hinzu, indem sie

schnell

schnell alle ihre glänzenden Kleider von sich warf, und sich in einem einfachen weisen Gewande in seine Arme stürzte.

Man denke sich, ob Siegfried nicht beneidenswerth glücklich war!

Ehe er des Morgens von ihr schied, gab sie ihm den Ring wieder, versprach ihm, die folgende Nacht auf seinem Schlosse zu besuchen, und hielt Wort.

So standen die Sachen als Veit mit Grüssen und Briefen beladen, von Querfurt zurückkam.

Siegfried vernahm die herzlichen Grüße und las die liebevollen Briefe. Mechtild und Erlinde standen ihm jetzt beide vor den Augen, und er getraute sich keiner von beiden zu nähern. Er wollte nach Querfurt reuten, er wollte Erlinden besuchen und that beides nicht. So unentschlüssig gieng er über zehn Tage wie im Traume umher, und mochte nicht einmal in den

Garten gehen, welches den alten Veit sehr auffiel. Der Alte meinte, seinem Herrn stecke das Abentheuer mit der schönen Agnes noch immer im Kopfe und er ärgerte sich nicht wenig, daß er sich, wie er meinte, das so sehr zu Herzen nehmen konnte. Er konnte endlich nicht länger schweigen und setzte seinen Herrn ganz freundschaftlich zur Rede.

Veit. Edler Herr! Euer Kopfhängen will mir gar nicht gefallen. Ein Bräutigam muß munter und aufgeweckt seyn. — Wie könnt Ihr Euch nur so sehr quälen und peinigen? Tausendelement! Euere Braut weiß ja von der ganzen Sache nicht ein Wörtchen.

Siegfried. (betroffen) Von welcher Sache?

Veit. Je nun! von der Sache auf dem Kirchberger Schlosse.

Siegfried. Ach Veit! leider ist es schon so weit mit mir gekommen, daß ich nicht einmal mehr an jene böse That denke.

Veit. Ihr habt doch nicht etwa wieder —? Nein, nein! Ihr seyd Euerer Mechtild getreu geblieben.

Siegfried. Meinst du?

Veit. O ja! — Es muß Euch sonst etwas im Kopfe herumspuken, das — aber auch von keinem guten Geiste herkömmt.

Siegfried. (fährt zusammen) Von keinem guten Geiste?

Veit. Uebermäßige Traurigkeit muß entweder einen sehr bösen Grund haben, sagt der Pater, oder sie wird von einem bösen Geiste erweckt, der die Sinnen der Menschen bethören, und die Menschen in Verzweiflung stürzen will.

Siegfried. (nachdenkend) Von einem bösen Geiste?

Veit. Mein Gott! was fehlt Euch? O! reutet nach Querfurt und erheitert Euer finsteres Gemüth an Mechtilds sanften Liebesblicken.

Siegfried. Ja, das will ich thun. — Morgen des Tages, will ich nach Querfurt.

Des Nachts als Siegfried unruhig auf seinem Lager lag, fuhr er auf einmal empor, und Erlinde stand vor ihm.

Er. Ach Erlinde!

Sie. Was fehlt dir?

Er. Du weißt nicht, wie unglücklich ich bin!

Sie. Warum hast du dich so lange gar nicht sehen lassen?

Er. Wir wollen uns nie wieder sehen.

Sie. Träumst du?

Er. Wir wollen uns nie wieder sehen. Das ist mein fester Entschluß! Es ist nicht gut, was wir gethan haben, und kann nie zum Guten dienen.

Sie. (lacht) Pfaff! — Was that dir die Liebe?

Er. Laß uns nicht mehr von Liebe sprechen. Erscheine mir nie wieder.

Sie. O du herzlicher Liebhaber!

Er. Erinnere mich nicht an meine Vergehungen. Trübsinn nimmt meine Seele ein, und

und Trübsinn, kömmt von keinem guten Geiste.

Sie. Das hast du von deiner Amme, oder von deinem Pater! — Glaubst du denn etwa gar, ich sey ein böser Geist, der dich in's Verderben stürzen möchte? — Siegfried! glaubst du das von mir?

Er. Ich weiß nicht, was du bist, aber, ich weiß, daß ich sehr schwermüthig bin.

Sie. Ist das meine, oder deine eigene Schuld? Ich biete alles auf, was mir möglich ist, dich zu vergnügen, und du bist schwermüthig? Liegt das nun an mir, oder liegt es an dir? — Pfui Siegfried! ich könnte dir wahrhaftig gram werden, wenn ich dich nicht zu sehr liebte, weil du undankbar bist. Verdient meine Liebe Undank, was muß nicht dieser dein Undank verdienen?

Er. Ich bin nur ein schwacher Mensch —

Sie. Wahrlich! das bist du.

Er. Ich fühle meine Vergehungen so tief! —

Sie. Nenne sie mir, deine Vergehungen.

Er. Kennst du sie nicht selbst?

Sie. Ich weiß von keinen Vergehungen.

Er. Aber ich. — Lag ich nicht in deinen Armen und —

Sie. Schwurst du nicht in diesen Armen, du seyst glücklich? — Können Vergehungen glücklich machen?

Er. Im Taumel meiner Sinne —

Sie. Die ich dir alle gelassen habe. Was ich dir gab, wär doch wohl auch mehr werth gewesen, als alle deine Sinne, wenn wir hätten schätzen wollen, was gegeben und genommen wurde. — Siegfried! du bist ein sehr edler, tapferer, Jüngling! du bist schön und der Liebe des schönsten Weibes nicht unwerth. Aber du bist ein unausstehlicher, ängstlicher Mensch. Wahrlich du bist kein Mensch der es verdient, von Weibern geliebt, und von der Liebe beglückt zu werden. — Reute du nach Querfurt, und krieche fein zeitig unter die Brautdecke, daß dir ein Mädchen nicht davon läuft, die doch wohl noch

von

von sechszehn hübschen Weibern etwas zusammenborgen muß, ehe sie eine Erlinde aus sich selbst herausbringt. Eile, daß du zu ihr kömmst und laß dich von ihren Kunkelmährchen unterhalten; fange ihr die Fliegen vom Busentuche, und sieh sie wie Espenlaub zittern, wenn deine Fingerspitze ihr Kinn berührt; laß sie von Gluth zum Marmorblock schmelzen und freue dich des Hiebes, den du in eine Steineiche thust, die kaum bei dem Tausendesten Streiche zu erschüttern ist. Ich will dich weder um deine Hoffnungen, noch um deine Querfurtischen Freuden bringen. — In eilf Monaten kannst du mich wieder sprechen, wenn es dir gefällig ist. Deshalb lasse ich dir den Ring. Verfließen zwey Jahre, ohne daß du mich gesprochen hast, so sehen wir uns nicht wieder. — — Ich wünsche dir viel Glück! aber ich weiß nicht, ob es mir möglich seyn wird, meiner Rache zu entsagen.

Er. Ach Erlinde! räche dich nicht an den, den du geliebt hast.

Sie. Erinnerst du mich auch daran? das ist es, was mich zur Rache treibt.

Er. Du wirst das nicht thun!

Sie. Du sprichst, wie du es verstehst! — O! daß ich dich lieben mußte! Nimm mir, wenn du kannst, meine Liebe zu dir, und dann krieche dein Schneckenleben so weit fort, wie du willst. — Du weißt, was ich dir gesagt habe. Ich nehme kein Wort zurück. Ich hoffe auf Wiedersehen, leb wohl!

Im Nu war sie verschwunden, und Siegfried durchwachte die Nacht schlaflos.

Er wollte sehr früh nach Querfurt. Die Pferde wurden abgesattelt, und die Reise wurde auf den folgenden Tag verschoben. Um aber bei dem, was er thun wollte, sicher zu seyn, schickte er den alten Veit voraus, seine Ankunft im Brauthause zu melden.

Als es Abend wurde, schlich er mit klopfendem Herzen der Ilm zu, zog den Ring vom Finger, warf ihn in die Fluten und rufte sein Wassergespons.

Die Wellen wirbelten im Kreis, braußten auf, und Erlinde schwamm auf der Flut auf ihn zu.

„Was willst du? — fragte sie mit sanfter Stimme.

„Nimm mich auf. Ich habe viel mit dir zu sprechen;" — war seine Antwort.

„Spring zu mir herüber!"

Er sprang hinnüber. Erlinde nahm ihn in die Arme und fuhr mit ihm unter die Fluten, in ihr schönes Schloß hinab.

Sie. Ich glaubte dich schon in Querfurt.

Er. Besserer Rath kömmt über Nacht. — Ich konnte nicht nach Querfurt reisen, ohne dich vorher noch einmal zu sprechen. Wie könnte ich auch in eilf langen Monaten nur einen frohen Tag haben, wenn ich dich mißgünstig gegen mich wissen, und deine Rache jeden Augenblick befürchten müßte? — Warum ließest du

mich

mich dich nicht eher kennen lernen, ehe ich Mechtilden sah? Ich würde nur dich allein geliebt haben.

Sie. Das verlange ich nicht. Das kann ich nicht verlangen. Dein Herz ist das Herz eines Menschen, und es darf und kann eilf Monate hindurch nicht für die Freuden eines zwölften Monats allein klopfen. Ich bin mit deiner Brautwahl gar nicht unzufrieden. Aber, ich verlange auch das, was mir und meiner Liebe gehört.

Er. Wird Mechtild nie erfahren, daß du ihre Nebenbulerin bist?

Sie. Wie soll sie das? du müßtest ihr es denn selbst sagen. Das wirst du aber wohl nicht thun.

Er. Erlinde! sey nicht rachsüchtig gegen mich.

Sie. Du bist ein Schelm! Ich habe dich viel zu lieb. Das weißt du wohl. — Es ist mir recht herzlich lieb, daß du wieder gekommen bist. Das verdient ein Geschenk.

Als sie das sagte, führte sie ihn in ein Seitenzimmer, in welchem eine auserlesenene, kostbare Rüstung hieng.

Sie. Gefällt dir diese Rüstung?

Er. Ein Kaiser könnte sie nicht kostbarer haben.

Sie. Sie ist dein. Ich schenke sie dir.

Er. O diese herrliche Rüstung!

Sie. Blau mit Silber verschmelzt. Merkst du wohl, daß das eine Anspielung auf die Wellen ist, durch welche unsere Liebe dringt?

Er. Die Rüstung ist prächtiger, als ich noch in meinem Leben eine sah! (küßt Erlinden) Ich danke dir!

Sie. In dieser Rüstung sollst du vor Mechtilden, und vor dem Landgraf von Thüringen erscheinen, wenn du jetzt als Lehnsmann zu ihm kömmst.

Er. Woher, soll ich sagen, daß ich diese Rüstung bekommen hätte? Welcher Waffenschmiedt könnte solch ein Meisterstück verfertigen?

Sie. Du kannst sie ja einem Juden abgekauft haben, der sie mit aus Welschland gebracht hat. — Wie gefällt dir dieses Schwert? Dieses Schild mit deinem Wappen?

Er. Ein treffliches Schwert! Ein tüchtiges Schild! Schöne Malerei!

Sie. Wirklich? Das habe ich selbst gemalt. Den Löwen nicht ohne Zorn, die Herzen mit Liebe.*) Siehst du nun, wie künstlich dein Liebchen ist? — Binde und Schärpe mag dir Mechtild geben. Ihre Farbe kannst du öffentlich tragen. Die meinige — trag in in deinem Herzen, lieber Siegfried!

Er. Wir sind wieder gut! und du wirst mich nicht hassen?

Sie. Nein.

Er. Nun reute ich getrost nach Querfurt. — Aber ohne Herzklopfen, ohne Verlegen-

*) Ein Löwe mit Herzen umgeben, war, wie wir schon wissen, das Wappen der Grafen von Weimar. S. Rom. Gesch. der Vorzeit. II. B. S. 220.

legenheit werde ich Mechtilden doch nicht unter die Augen treten können.

Sie. Es steht dir nicht an die Stirn geschrieben, daß du von Erlinden geliebt wirst. Du wirst mit Mechtilden glücklich leben, und ich werde mich deines Glücks freuen. Du wirst deines Lebens beste Freundin in deinem Weibe finden, *) und Erlinde wird deine Geliebte und Beschützerin seyn. Diese goldene Kette ist dein. Trage sie mir zum Andenken und zur Liebe. Diese Kette, schenk Mechtilden, und weil ich weiß, daß du eben nicht stark bei Gelde bist, so habe ich für welches gesorgt. Dieses Kästchen sollst du morgen in deinem Zimmer finden. Wende das Geld gut an; sey freygebig gegen deine Leute, und gegen jedermann. Das wird dir einen guten Ruf geben. Besonders spende reichlich

*) Oder wie es im alten Froschmäuseler heißt:

All Freundschaft auch weit übertrift
Ein fromm Weib, das nichts Böses stift,
Wenn alle Freunde von dir gehen,
Wird sie getreulich bey dir stehen,
Alles wagen, Freud und Leid,
Zu deinem Dienst allezeit bereit.

lich aus, wenn du nach Querfurt und an den Hof des Landgrafen kömmst. — Und nun, der Lehren genug! Jetzt in meine Arme!

Er. Wir sind versöhnt?

Sie. Versöhnt. — Wir lieben uns —

Er. — und Mechtild erfährt es nie?

Sie. Kein Wörtchen davon. — Ich sage dir ja, ihr sollt mit einander glücklich leben.

Siegfried kam nach Querfurt, und wurde freudenvoll empfangen. Mechtild gieng ihm bis an die Zugbrücke entgegen. Er sprang vom Rosse, umarmte und küßte sie, warf seinen Waffenrock ab, und stand glänzend in der schönen Nixen = Rüstung vor dem erstaunten Mädchen, und denen, die ihr gefolgt, und Siegfrieden entgegen gegangen waren.

Mechtild. O Siegfried! wie prächtig!

Gertrud. O wie königlich gerüstet!

Anshelm der Vippacher. Graf! woher habt Ihr diese köstliche Rüstung?

Siegfried. Von einem Juden habe ich sie gekauft, der sie mit aus Welschland gebracht hat.

Anshelm. Diese Rüstung ist für einen König gemacht worden. Sie muß Euch viel kosten.

Siegfried. O ja, ich habe sie theuer bezahlt.

Sie führten ihn in den Saal.

Burkhart. Graf! — Sohn! wie köstlich seyd Ihr gerüstet! — Tausendmal willkommen! — Ich habe so etwas Köstliches von Rüstung noch nie gesehen.

Mechtild. Aber ohne Schärpe und Binde?

Siegfried. Beides erwarte ich von meiner Braut.

Hierauf theilte er Geschenke aus. Keins wurde vergessen. Alle erstaunten. Veit selbst wußte nicht, was er denken und sagen sollte. — Als er seinen Herrn entwappnete, konnte er daher sich nicht der Frage enthalten:

„Herr! woher habt Ihr die Kostbarkeiten alle?“

Siegfried. Aus meines Vaters verborgenem Schatze, den ich durch Zufall entdeckt habe.

Veit. Ich bin ausser mir!

Siegfried. Du sollst auch nicht vergessen werden, ehrlicher Veit!

Veit. Wo lag denn der Schatz?

Siegfried. Eine Erzählung davon, ein andermal.

Veit. Gewiß im rothen Thurme?

Siegfried. Errathen.

Veit. Nun, ich hab's doch immer gedacht, daß dort etwas liegen müßte, denn —

Siegfried. Veit! übermorgen reutest du nach Eisenach und meldest dem Landgrafen meine Ankunft.

Veit. Gut! — Seht, der rothe Thurm, war immer —

Siegfried. Wie steht's mit des Vippachers Hochzeittage?

Veit. Der Alte will, er soll mit dem Eurigen, zu gleicher Zeit seyn.

Fräulein Mechtild schlich sich herbei, und brachte eine Schärpe, die sie, wie sie sagte, schon längst für ihren Bräutigam gestickt hatte. Veit zog sich bedächtlich zurück, und das zärtliche Brautpaar hatte sich gar mancherlei zu sagen.

Nach einem fröhlichen Aufenthalt von vierzehn Tagen zu Querfurt, reiste Siegfried an den Hof des Landgrafen. Hier wurde er sehr wohl aufgenommen. Jedermann bewunderte die Pracht, mit welcher der Graf erschien, und war entzückt von seiner Freigebigkeit. Alles drängte sich um ihn herum, und so manches Fräulein ärgerte sich heimlich, wenn sie vernahm, Siegfried sey schon verlobt. Im Rennen, Stechen und Tanzen, that sich der Graf eben so sehr hervor, als mit seiner Freigebigkeit, und wurde der bewunderte Held am Hofe des Land-

grafen. Drei Wochen blieb er am Hofe und ritt dann nach Querfurt zurück.

Hier schickte man sich eben an, das Turnier zu besuchen, welches der Markgraf von Meissen gab und ausgeschrieben hatte.

Es war ein glänzender Zug, der von Querfurt nach Meissen abgieng.

Der alte Burkhart als Kampfrichter zog dahin mit seiner Frau, seinem Sohne, und seinen Töchtern. Diese wurden von ihren Verlobten geleitet, und viele Knappen begleiteten ihre Herren.

Siegfried zog aller Anwesenden Augen auf sich. Auch hielt er sich wacker auf der Bahn und erkämpfte den zweiten Dank des Turniers im hohen Zeuge, ein goldenes Schwert. Die Geberin dieses Dankes, war Agnes, die schöne Kirchbergerin. Mit ihr mußte er des Abends, damit er ob des Dankes sie dankbarlich ehrte, den Vorreihen des zweiten Tanzes tanzen, und tanzte, wie man leicht denken

ken kann, denselben nicht ohne große Verlegenheit.

Nach dem Tanze verwickelte ihn die schöne Frau sogleich in ein Gespräch.

Agnes. Ich werde doch auch zu Euerer Hochzeit geladen werden?

Siegfried. Gewiß!

Agnes. Dafür, will ich Euch zum Gevatterstehen bitten.

Siegfried. Um Gotteswillen.

Agnes. Was ist Euch?

Siegfried. Agnes! wenn ich denken müßte —

Agnes. Was?

Siegfried. Ihr versteht mich.

Agnes. Ach Siegfried! Nur ein einzigesmal haben wir uns verstanden. Das wißt Ihr ja!

Siegfried. Und dieses unglückliche Verstehen, sollte — O! wenn ich wüßte, daß —

Agnes. Verzweifelt nur darüber nicht! Euere Seele sollte mich dauern. Mein Gemal freut sich, und Ihr wollt verzweifeln, daß ich Mutter werde? Das ist nicht vetterlich gedacht! Freut Euch mit ihm und mir, und bleibt mein Freund.

Siegfried befand sich nun wieder in neuer Verlegenheit und machte sich so viele Vorwürfe, daß er sich beinahe gar nicht wieder beruhigen konnte. Sein Betragen machte seine Braut sehr verlegen, und allen, die um ihn waren, blieb er ein Räthsel.

Als die Hochzeit gefeiert wurde, war er doch ein wenig ruhiger und nur Agnes Gegenwart, deren Mutterwerden sehr sichtbar geworden war, gab seiner Verlegenheit wieder neue Kräfte.

Kräfte. Indessen giengen die Festtage in Schmauß und Sauß vorüber, und Siegfried führte seine Frau nach Weimar.

Hier lebte er sehr still und glücklich mit ihr. — Aber die Zeit brachte den Monat herbei, in welchem Erlinde sichtbar wurde, und Siegfried wurde wieder unruhig. — In Tucks Gartenhäuschen geschahen die Zusammenkünfte, *) ganz heimlich, und nach und nach gelang es Erlinden, ihren Liebhaber zu beruhigen. Er theilte nun seine Zärtlichkeit zwar, aber Mechtild spührte keinen Abgang seiner Liebe und war glücklich in ihrer Unwissenheit.

So lebten die dreie vier und zwanzig Jahre mit einander und alles blieb in dem alten Gleise. Mechtilde und Erlinde schenkten Siegfrieden Kinder, und die Welt kannte nur seine einfache Vaterschaft.

Endlich wurde Mechtild krank. Siegfried war älter und bedenklicher geworden, und fieng an

*) S. die Saal-Nixe S. 113. und 175.

an über seine Sünden und Vergehungen sehr nachdenklich zu werden. In dieser Laune traf ihn Albrecht, der Liebhaber der schönen Schwester Erlindens. Ihre Geständnisse und Bekenntnisse, haben wir schon gelesen.*) Siegfried erklärte sich:

„Mein Weib ist krank. Stirbt sie, so gehe ich in ein Kloster, und bereue meine Sünden."

Ein halbes Jahr darauf starb Mechtilde wirklich, und der Graf machte Anstalt seinen Vorsatz auszuführen. Da erschien ihm Erlinde ganz unvermuthet, zur ungewöhnlichen Zeit. Er erschrak über diese Erscheinung. Sie nahm ihn freundlich bei der Hand.

Er. Erlinde! zu dieser ungewöhnlichen Zeit erscheinst du mir? Was hat das zu bedeuten?

Sie.

*) Ebendaselbst. S. 174. — 177.

LB Coburg

Sie. Ich mußte wohl eilen, der Ausführung deines Entschlusses zuvor zu kommen.

Er. Wie?

Sie. Keine Verstellung unter uns. Du willst meiner Liebe und der Welt entfliehen. Du willst Ruhe zwischen Klostermauern suchen.

Er. (seufzend) Meine Sünden will ich bereuen. — Bist du gekommen diesen heiligen Vorsatz zu vernichten?

Sie. Nein.

Er. Nicht?

Sie. Nein.

Er. Gewiß nicht?

Sie. Wie ich sage.

Er. O Erlinde! ich danke dir.

Sie. Auch ich dir, für deine Liebe und Treue, seit beinahe fünf und zwanzig Jahren.

Er. (seufzt) Ja! so lange ist es! so lange hat es gedauert!

Sie. Auf hundert Jahre werde ich nun um dich die Wittwentrauer anlegen. Ich liebe dich so herzlich, guter Siegfried! daß ich wünsche, ich dürfte mit dir sterben. — Wir müssen alles, was uns lieb ist, überleben; das macht uns unglücklich oder leichtsinnig.

Er. Wir sehen uns also nicht wieder?

Sie. Jetzt, zum letztenmal.

Etliche Thränen brachen aus ihren schönen Augen hervor, und liefen über ihre Wangen auf ihren klopfenden Busen hinab. Sie faltete die Hände. Siegfried faltete die seinigen. Sie erhob ihr Gesicht, und sang mit angenehmer, sanfter Stimme:

Ueberall in Elementen
lebt der Menschheit Ebenbild,

und des Urquells Strahlen senden
aus von ihm sein groſses Bild.
In dem Waſſer, in den Lüften,
in der Erde finſtern Grüften
lebt der Menſchheit Ebenbild.

Heilig war der Schöpfung Weihe
die Erlinde auch empfing,
ſie, ein Glied voll Lieb' und Treue,
in der Schöpfung Wunderring.
Ihren Schöpfer wird ſie preiſsen
weil die lichten Sterne kreiſen,
bis ihr Feuer einſt verlöſcht.

Hierauf biegte ſie ſich ſanft auf Siegfrieden hernieder und küſste ihn zärtlich mit naſſen Augen.

Erlinde. Nun wohl Siegfried! dies iſt der Abſchiedskuſs.

Siegfried. Der Abſchiedskuſs, geliebtes Weib! — Dein Bekenntniſs im Geſange hat mich etwas ruhiger gemacht.

Erlinde. Gottes Friede ſey mit deiner lieben Seele!

Sie verschwand, und der Graf that, was er sich vorgenommen hatte. Er gieng in's Kloster, und starb dort alt und lebenssatt, ruhig und getröstet, im Geruch großer Heiligkeit.

VI.

Die köstlichste Speise.

In einer der schönsten Gegenden der reizenden Provence lag das Schloß des edlen Goffredo Carbonella, eines Mannes von unbescholtenen Sitten und großer Gutherzigkeit. Sein Weib war ein Muster einer guten Hausfrau; sie war thätig, sittsam, aufrichtig, Mutter von acht Kindern und liebte ihren Mann mit der größten Ergebenheit und Treue. Ihre Liebe machte ihren Mann glücklich, ihre Fruchtbarkeit setzte den Vater in Verlegenheit, denn das Glück hatte ihn den Besitz der zeitlichen Güther sehr knapp zugeschnitten, und es fehlte den guten Leuten nicht selten, gar merklich. Goffredo's Besitzungen trugen nicht so viel ein, daß er mit dem alten Dichter sagen konnte:

„Wohl dem, der sich mit Gott und Ehren
Ohn großer Herren Dienst kann nähren,
Ja selig ist derselbig Mann,
Der Herren Gunst entrathen kann.“

Des=

Deshalb war er genöthiget in Kriegssold des Grafen von der Provence zu treten. Aber auch dieser Zuschuß brachte seine Einnahme noch nicht in den Zustand, in welchen die Unkosten, welche er zu bestreiten hatte, sie gebracht wissen wollten. Es war, mit Einem Worte, oft gar drückender Mangel im Schlosse des guten Goffredo.

Das älteste seiner Kinder war eine Tochter, Trikling genannt, ein Mädchen, schön und holdselig, wie eine Grazie, von der gütigen Natur noch überdies mit dem feinsten Gefühl, mit Geist und Empfindung beschenkt. Diese wuchs in stiller Bescheidenheit, wie eine Rose auf dürren Boden, heran, lernte von ihrer Mutter verschiedene weibliche Arbeiten, und stickte mancherlei schöne Sachen, die sie unter der Hand, von einer alten Dienstmagd, in der nächsten Stadt verkaufen lies, einen kleinen Beitrag für die Wirthschaftskasse ihrer guten Mutter zu erhalten. Die Mutter freute sich des guten Kindes und segnete sie oft mit Thränen. Trikling hieng an ihren Eltern mit kindlicher

Zärtlichkeit und Liebe, und fühlte die Unbehäglichkeit ihres Lebens wirklich weit weniger, als ihre Eltern sie fühlten. Sie war in ihrer Lage zufrieden, und erreichte so ihr sechszehntes Jahr. In diesem Jahr aber nahte sich ihr die Unruh desto stärker. Liebe war es, die ihr sanftes, feingestimmtes Herz beunruhigte.

Nahe bei Goffredos Burg wohnte in ihrem schönen Schlosse, die verwittwete Gräfin von Tremora, und hielt daselbst einen glänzenden Hof. Sie war die geistreichste Dame ihres Zeitalters, und ihr Hof war der Sammelplatz aller schönen Geister, deren das damalige XIII. Jahrhundert in der Provence so viele zählte. Bei ihr wurde gedichtet, gesungen, erzählt und über die verwickeltesten Liebessachen mit der größten Feinheit gerichtet. Ihr Liebeshof *) war

*) Corte d' Amore. — Ursprünglich war die Errichtung dieser Liebeshöfe unstreitig den Provenzalen zuzuschreiben. Eine kurze Schilderung derselben giebt C. E. Weisse in seiner artigen Schrift: Ueber die Einführung der Galanterie in dem Mittelalter. Leipzig 1793. S. 50 — 52. mit fol=

war in der ganzen Provence bekannt und berühmt. Die vornehmsten Herrn, die geistreichsten

folgenden Worten: „Die ursprüngliche Bestimmung der Liebeshöfe (Cours d' Amours) war wohl eigentlich diese, daß sie über die Proben der Liebe sprechen sollten, die sich geliebte Personen einander aufgelegt hatten. Freilich haben sie allmälig ihre Gerichtsbarkeit sehr erweitert, und sich insbesondere auch damit beschäftiget, die Natur und das Wesen der Liebe mit einer Spitzfündigkeit und Feinheit zu untersuchen, die selbst den geübtesten Dialektikern Ehre gemacht hätte. — Die Fragen, die in dieser Absicht aufgeworfen wurden, nennte man Tensons oder Tenzen, und die darüber entstandenen Prozesse, Jeux-Mipartis. Als Beispiel einer solchen Untersuchung, kann der Streit angeführt werden, der darüber entstand: Ob ein eifersüchtiger Liebhaber, der durch den geringsten Anlaß beunruhiget wird, oder ein zuversichtlicher, der gar kein Mißtrauen in seine Geliebte setzt, eine wärmere Liebe gegen diese hege? S. Meusels Geschichte von Frankreich. I. Th. S. 617."

„Selbst Fürsten, unter welchen sich gewöhnlich der Dauphin und der Graf von Provence befanden, führten den Vorsitz bei diesen Gerichten, auch findet man bei ihnen alle diejenigen Aemter, die man bei den ersten Parlamentern der Nation antrift, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie auch Sporteln für ihre Bemühungen verlangt haben.

sten Damen, und die zärtlichsten Sänger waren Mitglieder desselben.

ben. — Ihre Aussprüche, die Arrets d' Amour, oder Arresta Amorum genannt werden, haben sogar das unverdiente Glück gehabt von berühmten Rechtsgelehrten des XVI. Jahrh. mit großer Ernsthaftigkeit in lateinischer Sprache kommentirt zu werden."

Das neuste Buch, welches über diese Liebeshöfe erschien, ist: Roland Recherches sur les Prerogatives des Dames chez les Gaulois et sur les Cours d' Amour. Paris 1786.

Ueber die bei diesen Liebeshöfen angebrachten und aufgeworfenen Fragen aus der erotischen Jurisprudenz wurde daselbst pro und contra gestritten. Edelleute, Damen, Ritter und Dichter waren die Mitglieder dieser Tribunale, ihre Bescheide waren untrüglich und heilig, und die Damen waren geborene Präsidentinnen dieser Liebeshöfe.

Mr. Le Grand d' Aussy theilt im 1. Bd. seiner Fabliaux aux Contes etc. einige solcher Gewissensfragen mit, welche vor einem Corte d' amore abgehandelt wurden. Hier mögen, zur Probe, einige derselben stehen:

Was wär euch lieber: daß eure Geliebte stärbe? oder daß sie einen andern heurathete?

Unter den letztern befand sich auch Wilhelm Cabestano, *) ein junger, liebenswürdiger Mann, dem die holden Musen bei seiner Geburt sehr freundlich gelächelt hatten. Er wurde hochgeachtet und geliebt von den Damen, **) aber

Wer leidet am meisten, der Mann dessen Frau, oder der Liebhaber dessen Geliebte ungetreu wird?

Wenn ihr mit euerm Liebchen eine nächtliche Zusammenkunft hättet, würdet ihr lieber, wenn ihr nun kämt, zu ihr zu gehen, mich von ihr, oder bei euern Weggange, mich zu ihr gehen sehen?

Zwei sich zärtlich liebende Personen liegen beisammen, und bleiben bei leichten Liebkosungen stehen; — welche von beiden macht die empfindlichste Aufopferung?

Was ist besser: eine Frau, oder ein Fräulein zum Liebchen zu haben?

Ist eine alte Frau bei einem jungen Liebhaber, oder ein alter Mann bei einem jungen Liebchen glücklicher? — u. dergl. m.

*) Auch Cabestein genannt.

**) Die vornehmsten Damen jener Zeit beeiferten sich, die Talente der zärtlichen Dichter mit Liebe zu belohnen, und diese sangen, um eben so belohnt zu werden, wie sie sangen, das heißt, mit überschwenglicher Zärtlichkeit.

aber sein Herz schlug nur in zärtlicher Einfalt, ganz allein für das Liebchen, das er meinte. Und dieses Liebchen, war unsere schöne Triklina. Sie sahen sich zum erstenmal auf blumichter Haide, wohin beide ein Spaziergang geführt hatte, sie sprachen sich nicht, sie grüßten sich nur, aber dem Mädchen gefiel der Jüngling, und sie, entzündete sein Herz.

„Ich sah sie — rief er aus; — auf der Haide, unter den Blumen, wo sie selbst die schönste Blume war!" *)

Sie sahen sich zum zweitenmal auf eben dieser Haide, grüßten sich, und sprachen nicht mit einander. Sie sahen sich zum drittenmal, sie grüßten sich, und Wilhelm wagte es, sie anzureden:

*) Es singt König Wenzel II. in Böhmen, (regierte 1278 — 1305.) in einem seiner Gedichte mit sehr viel Anmuth:

Die reinen suessen frowen
Die soll man alle stunde
Fur bluomen auf der heide sehen.

S. Berliner Monatschr. v. J. 1795. M. Sept. S. 193.

„Schönes Fräulein! — begann er; — die gütige Natur hat nicht umsonst diese Haide mit tausendfarbichten Blumen verschönert; Ihr habt diesen Platz liebgewonnen.“

„Ja, es gefällt mir hier;“ — stammelte Triklina.

Wilhelm. Wohl dem allen, was Ihr liebgewinnt! — Ich beneide diesen beneidenswerthen Platz.

Triklina. (feuerroth) Ihr scherzt.

Wilhelm. Wo das Herz spricht, gilt es keinen Scherz. — Mein Herz spricht zu Euch, und wenn Ihr es verstehen wolltet — wie glücklich würde ich seyn! — Ja, schönes Mädchen! wer du auch bist, die du hier so holdselig unter Blumen wandelst, dir flog bei dem ersten Anblick mein Herz entgegen, und wolltest du es aufnehmen, wie glücklich würde ich und mein Herz seyn!

Sie bückte sich, pflückte einige Blumen, band ein Sträuschen, warf ihm das Sträuschen zu, und eilte davon.

Wie schön das Sträuschen von Wilhelm besungen wurde, kann man sich leicht denken.

Triklina erhielt dieses Gedicht, und bewahrte es heilig auf.

Die Spaziergänge wurden fortgesetzt. Erklärung folgte auf Erklärung, und zuletzt, schwuren sich die Spaziergänger gegenseitig Liebe und Treue.

Um diese Zeit kam Raimondo Herr von Seglians auf Goffredo's Burg an. Er war ein tapferer, reicher und wohlbegüterter Mann, aber die Natur hatte so wenig für ihn gethan, daß er sogar häßlich genannt werden konnte. Dabei hatte er ein sehr wildes Gemüth, und jetzt war er stark in die Funfzig. Er hatte vor ein paar Jahren Goffredo'n Geld geliehen, und kam jetzt dasselbe wieder zu fordern.

Goffredo. Herr von Seglians! Ich bin Euer Schuldner, aber ich muß Euch aufrichtig gestehen, daß ich jetzt nicht vermögend bin, Euch zu befriedigen.

Raimondo. Das thut mir leid!

Goffredo. Mir, wahrlich noch weit mehr!

Raimondo. Die bestimmte Zeit der Wiederbezahlung ist da.

Goffredo. Es thut mir sehr wehe, nicht Wort halten zu können.

Raimondo. Mir auch. — Ein Ritter muß Wort halten.

Goffredo. Noch nie habe ich mein Wort gebrochen. Aber jetzt — die Unmöglichkeit —

Raimondo. Schlimm!

Goffredo. Ich weiß mir beinahe nicht mehr zu helfen.

Raimondo. Sehr schlimm!

Goffredo. Meine Kinder —

Raimondo. Ritter! ich schenke Euch die Schuld.

Goffredo. Wie?

Raimondo. Wie gesagt: ich schenke Euch die Schuld, jedoch — unter einer Bedingung.

Goffredo. Laßt sie hören.

Raimondo. Das Mädchen, welche den Tischtrunk auftrug, ist Euere Tochter?

Goffredo. Ja, Triklina meine Tochter.

Raimondo. Sie gefällt mir. Ich will sie heurathen. Ihr seyd mir nichts mehr schuldig, und gebt mir Euere Tochter zum Weibe. Ich will nicht länger unverheurathet leben. Mein großes Vermögen will ich Leibeserben hinterlassen, und der Lehnsherr soll nichts von meinen Güthern haben. Er ist ein Schlemmer, ein Prasser, und ich hasse ihn. Ich will Kinder haben. Deshalb will ich heurathen, und werbe um Euere Tochter. Wollt Ihr mir sie geben?

Goffredo. Herzlich gern! — Ich will mit ihr darüber sprechen.

Raimondo. Sie wird mich nicht haben wollen. Ich bin kein Mann für die Weiber. Aber ich bin sehr reich, und am Wohlleben wird ihr nichts abgehen. Nur, in meine Laune muß sie sich zu schicken wissen. — Zwingen sollt Ihr sie nicht. — Ich heurathe Euere Tochter, oder Ihr bezahlt mir meine Forderung.

Mutter und Tochter hatten gelauscht und hatten Raimond's Antrag gehört. Triklinen standen die Augen voll Thränen, als der Vater ihr sagte, was sie schon wußte.

„Ach, lieber Vater! — antwortete sie; — ich habe keine Wahl. Ich bin Euer Kind, ich muß Euch retten, und sollte mir es auch das Leben kosten. Ihr seyd Euerer Schuld quitt. Geht, sagt Raimondo, daß ich ihm meine Hand geben will."

Der Vater umarmte gerührt seine Tochter, konnte kein Wort weiter sprechen, und brachte dem Herrn von Seglians die Antwort seiner Tochter. Sogleich zerriß er den Schuldschein, näherte sich seiner Braut, und beschenkte sie mit einer schönen Kette und einem kostbaren Ringe.

„Hiermit, Fräulein! — sagte er; — verlobe ich mich mit Euch, und in vier Wochen, seyd Ihr meine Frau, Mitbesitzerin aller meiner Güther, Schätze und Reichthümer, hochgeehrt, und Frau von Seglians."

Von Triklinens Kummer, laßt mich schweigen. — Sie entdeckte Wilhelmen in einem Briefchen, was geschehen sollte und mußte. Er bat sie um eine Unterredung, welche sie ihm abschlug.

Die Hochzeit wurde mit großer Pracht gefeiert, und Wilhelm verlies, ohne zu sagen, wohin er gieng, die Provence.

Zwei Jahr war Triklina nun schon vermält und empfand die Bitterkeiten und Leiden ihres unglücklichen Ehestandes sehr lebhaft, aber sie ertrug dieselben auch sehr standhaft.

Ihr Stand und ihr Vermögen öffneten ihr die glänzendesten Zirkel, ihr Geist und Witz machten sie zur Dame des Tags, und sie erhielt sogar am Liebeshofe der Gräfin Tremora, das ehrenvolle Amt der ersten Beisitzerin. — Ihre Aussprüche wurden bewundert, ihre Schönheit erhielt die Huldigung der schönsten und edelsten Männer.

In

In dieser Epoche kam der schon längst todt geglaubte Sänger Wilhelm wieder zum Vorschein. Er hatte Welschland durchwandert, hatte sich mit Kenntnissen bereichert, und war überall der Dame seines Herzens getreu geblieben.

Sein erstes Zusammentreffen mit ihr war rührend. Er erzählte ihr seine Reiseabentheuer und vergaß nicht ihr die Ueberbleibsel jenes Blumenstraußes zu zeigen, den er einst von ihr erhalten, den er als die heiligste Reliquie aufbewahrt, und überall bei sich getragen hatte.

Sie. Und Wilhelm hat mich nicht vergessen?

Er. Wie konnte ich das, da ich Euch so zärtlich liebe?

Sie. Und hat seine Liebe nicht verwünscht?

Er. Ich habe sie gesegnet, und habe selbst die Leiden geliebt, die ich um Euertwillen erduldete.

Triklina schwieg und näherte sich ihm mit sanftem Blick. So öffnet eine Rose des süssen Thaues begehrend, ihren Kelch, so bot die Hol-

de ihrem Geliebten ihren honigsüssen Mund, er küßte die Geliebte. O, welche Erdenwonne wurde ihm mit diesem Kusse gewährt! *)

Ach, welch ein lebendiger Augenglanz, wenn spielende Blicke Mund an Mund bringen! **)

Wilhelm hörte von seiner Geliebten, daß er ihrem Herzen noch immer werth und theuer sey, und schwur ihr von neuen ewige Liebe.

Von dieser Stunde an kam Wilhelm wenig von Raimondo's Burg. Er liebte und wurde

*) Auch nach einem Liebesgedichte des obengenannten Königs von Böhmen, wo es im Original heißt:

Recht alsam ein rose, du sich us ir klosen lat
Wenne sie des suessen touwes gert,
Sus bot sie mir zuckersuessen roten munt.
Swas je kein man zer werlte - wunne emphangen hat
Das ist ein wiht ich was gewert.

**) Ebendaher:

Hey! welh ein lebendes ougen - brehen,
Swe spilende blicke bringent munt ze munde.

Gewiß, ein paar Zeilen des entzücktesten Minnedichters werth! — S. Berl. Mon. Schr. 1795. S. 215.

de geliebt. Ihre Liebe bedurfte keiner Zeugen, und sie waren beide glücklich.

Aber, die Liebe läßt sich nicht verbergen, sagt ein altes Sprüchwort.

Die Liebenden waren so sehr in Sicherheit versunken, daß ihre Leidenschaft den ungeübtesten Beobachter endlich nicht mehr verborgen bleiben konnte.

Selbst der wilde, unerfahrene Raimondo wurde aufmerksam, und bemerkte so viel, daß sich die Furie, Eifersucht seiner bemächtigen mußte.

Er faßte sogleich einen grausamen Entschluß sich seines ungebetenen Nebenbulers zu entledigen, und führte denselben auch aus. *)

Einst

*) Diese Geschichte erzählt Crescimbeni in seiner L'Istoria della Volgar Poesia Venezia 1731. Vol.

Einst lauerte Raimondo dem zärtlichen, beglückten Sänger, der sein Schicksal so wenig ahndete, an einem entlegenen Orte auf, stürzte auf ihn zu, und packte ihn fest.

„Nun, du süsser Weiberfreund! — schrie er ihm zu; — Du hast der Wonne schon allzuviel genossen, und kannst nun wohl aus dieser Welt gehen. Dein Liebchen sieht dich so nicht wieder."

Damit sties er ihm den Dolch in die Brust, riß ihm das Herz mit wilder Wuth aus dem Leibe, und schnitt ihm den Kopf ab.

Das Herz lies er wohl zubereiten, auf die Tafel tragen, und seiner Frau vorsetzen, die es unwissend, was sie speißte, mit großem Appetit verzehrte.

Als sie es aufgegessen hatte, fragte er sie:

„Was

Vol. II. p. 37 — 39. wo er Wilhelm Cabestains Lebensgeschichtel mittheilt. Die Fakta sind also wahr. Die Geschichte geschah im Jahr 1213.

„Was glaubst du wohl gespeißt zu haben?"

Sie antwortete:

„Das weiß ich nicht. Aber es war ein sehr gutes Gericht, und hat mir sehr wohl geschmeckt?"

„Hat es dir wohl geschmeckt?"

„Gewiß!"

„Nun so mußt du auch erfahren, was es gewesen ist, das dir so wohl geschmeckt hat!"

Damit fuhr er auf, und brachte ihr Wilhelms Kopf, ihn bei den Haaren haltend, entgegen

Sie erkannte den Kopf ihres Geliebten und zitterte heftig.

Ihr Mann aber rief ihr mit gräßlicher Stimme zu:

„Du

„Du hast das Herz deines Bulers gefressen!“

Die gute Frau konnte sich der Thränen nicht enthalten, wankte auf und sagte mit bebender Stimme:

„Ich habe eine so köstliche Speise gegessen, daß ich nun gar keine andere mehr zu essen verlange.“

„So stirb!“ — schrie Raimondo.

Rasch ergriff Triklina das vor ihr liegende Messer, durchbohrte sich die Brust, und starb.

Nach einer andern Erzählung grif ihr Mann, als sie die letzten Worte gesagt hatte, nach dem Schwerte, sie zu durchbohren. Sie aber stürzte sich vom Balkon des Schloßzimmers hinab und fiel sich tod.

Genug, sie brachte ihrer zärtlichen Liebe ein giltiges Opfer und besiegelte dieselbe mit dem Tode, dem Geliebten zu folgen, den sie so herzlich liebte!

Aber alles das, geschah, wie gesagt, im Jahr 1213. — Fünfhundert und etliche achtzig Jahre weiterhin, that ihr das noch keine Dame nach, wird es ihr auch keine je nachthun; auch wird schwerlich noch jetzt, ein Weib ein Liebhaber-Herz für die köstlichste Speise auf Erden halten!

Ende des neunten Bandes.

LB Coburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vulpius, Christian August,

Romantische Geschichten der Vorzeit

Bd.: 9

1797

Coburg, Landesbibliothek -- D II 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940733-4